

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Uniliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Duboid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Galt Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Mugsburg
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

1. Juniheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. • Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. • Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. 11

Inhalt: Dohrmann, Die Ereignisse in der Ukraine. • Hering, Alte und neue Beziehungen zu den Völkern des Ostens. • Weiß-Bartenstein, Bulgariens mineralische Ausbeutung. • Einker-Gerlach, Die Wasserverbindungen der Ukraine mit Deutschland. • Dehn,

Konstanza und eine neue Donaumündung. • Meller, Dostojewsky über Deutschlands Mission. • Trott-Helge, Die Wege nach Mitteleuropa. • Mitteilungen auf der 1., 2. und 3. Umschlagseite. • Bücherbesprechungen auf der 4. Umschlagseite.

Mitteilungen.

Aus dem Leben der Balten. Im Auftrage des Rigaer deutsch-evangelischen Notstandskomitees hat der bekannte baltische Maler Baron Rosen-München eine hübsche Gedenkminze geschaffen, die die Erinnerung an die Befreiung Rigas vom Russenjoch festhalten soll. Die Münze, die bereits in den Handel gebracht ist — der Reinertrag fließt dem Notstandskomitee zu — hat die Größe eines Fünfmärkstüchkes und kostet drei Mark. Die eine Seite der Gedenkminze zeigt die plastische Stadtsilhouette von Riga mit dem Petrikirchenturm und dem Dom, überstrahlt von der aufgehenden Sonne. Darüber stehen die bezeichnenden Worte: „Am 3. September 1917 ward Riga frei.“ Die andere Seite der Denkmünze schmückt das Rigasche Stadtwappen, die gekreuzten Hanfeschlüssel. — Im litauischen Kreisstädtchen Walk an der Grenze des estnischen und lettischen Sprachgebietes soll, wie aus Riga berichtet wird, ein baltisches Nationaltheater gegründet werden. Es handelt sich um ein lettisches Unternehmen. Für die kommende Spielzeit sind nur lettische Stücke vorgesehen. — Herr Dr. Körte, der bekannte Oberbürgermeister von Königsberg, Mitglied des Reichstages und des preussischen Herrenhauses, einer der freisinnigen Mitbegründer der Vaterlandspartei, hat kürzlich im Haushaltsausschuß des Reichstages beantragt, daß bei der endgültigen Regelung der Verhältnisse im Osten für einen besseren Grenzschutz der Provinz Ostpreußen Sorge getragen werde. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Schutz am besten durch eine dauernde Angliederung Litauens und der baltischen Randstaaten an das Deutsche Reich bewirkt wird. Diese Angliederung wird zudem bekanntlich von der Bevölkerung Litauens und des Baltikums gewünscht und wird hoffentlich im Sinne der Erklärungen des Reichskanzlers erfolgen. Trotzdem hat die Reichstagsmehrheit mit Einschluß der Freisinnigen die Annahme des von Dr. Körte vorgeschlagenen Beschlusses formaliter abgelehnt. Es ist nicht ersichtlich, weshalb die Reichstagsmehrheit in dieser Frage wiederum einen so ablehnenden Standpunkt gegenüber den sich an Deutschland anlehenden, ehemaligen russischen Randstaaten eingenommen hat. Soll der Formalismus wirklich auf die Spitze getrieben und die Bevölkerung Litauens und der baltischen Lande noch mehr verbittert und entmutigt werden?

H. Dohrmann.

Das wachsende Interesse für den Osten kommt in Deutschland offensichtlich immer deutlicher und stärker zum Ausdruck, wie verschiedene wissen-

schaftliche Gründungen, Ausstellungen und ein merklicher Zuwachs an Fachzeitschriften und -zeitungen beweisen. Es tut in der Tat not, daß man in Deutschland den Osten, Rußland und seine Randstaaten und das gewaltige Gebiet Osteuropas näher kennen und beurteilen lernt. Der Krieg hat erst gezeigt, wie herzlich schlecht wir im Reich bisher über Politik, Wesen und Welt des europäischen Ostens unterrichtet waren. Die deutsche Politik und der deutsche Handel werden aber erst dann zur vollen Entfaltung im Osten gelangen, wenn auch die Masse des deutschen Volkes in seiner Beurteilung jener Gebiete nicht mehr durch seltsame Vorurteile und eine klägliche Unkenntnis der östlichen Verhältnisse gebunden sein wird. Dieser Unkenntnis und den vielen Vorurteilen soll und muß entgegengetreten werden. Bezeichnend dafür, daß diese Notwendigkeit immer mehr eingesehen wird, ist unter anderem ein interessantes Vermächtnis: Rechtsanwalt Dr. Arthur Schulz aus Jönköping in Ostpreußen setzte, wie die Blätter berichten, die Universität Königsberg zum Erben des größten Teils seines Vermögens ein, mit der Verpflichtung, an der Albertina ein Institut für Kunde Rußlands zu begründen. Ebenso interessant ist es, daß der Breslauer Magistrat einen einmaligen Beitrag von 50 000 Mk. sowie einen jährlichen Zuschuß von 30 000 Mk. für das in Breslau zu errichtende Osteuropa-Institut bewilligt hat. Auch auf ein Unternehmen des Leipziger Kulturmusseums sei hingewiesen; dieses Museum hat nämlich im Leipziger Buchgewerbehaus eine russische Buchkunstausstellung eröffnet. Sie enthält einen Teil des russischen Hauses von der „Bugra“, das erst einige Wochen nach der Eröffnung 1914 fertig wurde und bei Ausbruch des Krieges dann wieder geschlossen werden mußte. Schließlich sei auf die von Freunden der litauischen Sache in Berlin herausgegebene, von dem Balten Hans von Eckardt geleitete Zeitschrift „Das neue Litauen“ hingewiesen, die, zu den unzähligen schon bestehenden Fachschriften für deutsche Politik im Osten neu hinzutretend, deutsche Kreise mit Litauen vertraut machen will.

Orenius.

Ein vermeintlicher Ukrainefenner. Herr Rudolf Rothert von der Sachverständigen für Balkanfragen im erwähnten Alltagsblatt, behandelt in einer „Erwiderung an Erzberger“ das Ukraineproblem. Es mag gern anerkannt werden, daß sich Herr Rothert zu dankenswerten Stellungnahmen Erzbergerscher Uebertreibungen und Tendenzmitteilungen gedrängt gefühlt hat; Erzberger kennt die Ukraine in der Tat nicht und

behandelt das Ukraineproblem allem Anscheine nach ausschließlich zu dem Zwecke, seine politische Erzberger-Weisheit an den Mann zu bringen. In seiner „Erwiderung“ ist Herrn Rothheit jedoch selbst ein äußerst peinlicher Schnitzer, um nicht mehr zu sagen, unterlaufen. Er schreibt an einer Stelle: „Die „ukrainische“ Sprache ist ein galizisches Erzeugnis und dort heimisch. Die national bewußten, gebildeten Ukrainer in der Ukraine bemühen sich, diese Sprache zu erlernen. Der ukrainische Bauer aber kennt und spricht sie nicht. Er spricht eine davon ganz verschiedene Mundart, die kleinrussisch (!) genannt wird. Es ist also widersinnig, den Bauern der Ukraine einen Vorwurf daraus zu machen, daß ihre Verhandlungssprache russisch (das jeder Bauer versteht) und kleinrussisch, nicht aber ukrainisch war.“ — Herr Rothheit, der angibt, seine „Erwiderung“ einen Tag nach seiner Rückkehr aus der Ukraine geschrieben zu haben, muß in der jungen Republik schlechte Berater und früher gehabt haben; sie haben ihm einen Bären aufgebunden! Selbstverständlich sprechen der Bauer in Galizien und der Bauer in der Ukraine, die übrigens in der Regel beide kein Russisch verstehen, eine und dieselbe ukrainische Sprache, wenn wir auch gelten lassen wollen, daß zwischen der Sprache in Galizien und in der eigentlichen Ukraine etwa derselbe Dialektunterschied besteht wie, sagen wir, zwischen dem Hochdeutsch in Ostpreußen und dem Deutsch im Königreich Sachsen. Die Bezeichnung „kleinrussisch“ für ukrainisch — es handelt sich nur um eine Bezeichnung — rührt von den nun vertriebenen großrussischen Machthabern her, die ja aus politischen Gründen und um die Selbstständigkeitsbestrebungen der Ukraine auch äußerlich totzuschweigen, das gesamte Land nicht Ukraine, sondern Kleinrussland nannten. Das aber sieht fest: unsere Kenntnisse, den Osten betreffend, sind noch immer recht mangelhaft. Auch Herr Rothheit hätte sich an Ort und Stelle genauer umsehen und besser orientieren sollen, ehe er zur Feder griff, um Herrn Erzberger eine Abfuhr und doch keine Abfuhr zu bereiten.

H. Dohrmann.

Ukrainische Wirtschaftsfragen.

Der neue ukrainische Ministerrat hat beschlossen, eine neuerliche Tarifierhöhung der Eisenbahnen zur Deckung des mehrere 100 Millionen Rubel betragenden Betriebsverlustes vorzunehmen. Auch die Einführung von Staatsmonopolen für Zucker, Tabak und Alkoholgewinnung ist in Aussicht genommen, da die Steuern allein unzureichend sind, um die Emission des Papiergeldes zu decken. In einer Rede über die Handels- und Wirtschaftslage der Ukraine erklärte der Finanzminister in bezug auf die Papiergeldausgabe: Um die Ukraine zu retten, muß sie sich finanziell von Rußland lösen. Rußlands Papiergeldausgabe beträgt 40 Milliarden (!) Rubel, während die Ukraine bisher nur 140 Millionen Rubel ausgegeben hat und höchstens bis auf 2 Milliarden, also auf 50 Rubel pro Kopf der Bevölkerung, kommen wird. Die Ukraine muß in jedem Falle ein eigenes Geldsystem haben — sonst trägt sie die Mitverantwortung an der ungeheuren Papiergeldflut des bolschewistischen Großrußland, an der die Ukraine selbstverständlich nicht beteiligt ist. Daher war die mittlerweile erfolgte Schaffung einer besonderen Emissionsbank mit Hilfe des Weltkapitals notwendig, wie sie in kleinerem Stil die besetzten Gebiete im Nordosten in der Posen Bank für Osthandel schon kennen. Die ukrainische Reichsbank darf jedoch kein Papiergeld ausgeben. — Was im Gegensatz zur Getreideinfuhr aus der Ukraine nach den Mittelmächten die wichtige Frage der Warenausfuhr aus den Mittelmächten nach der Ukraine anbetrifft, so nimmt auch dieses Problem nach und nach konkretere Formen an. Besonders in Österreich-Ungarn ist man in dieser Hinsicht rührig und hat, wie Julius Stenke im „Pester Lloyd“ ausführlich berichtet, schon einiges Tatsächliche erreicht. Der Wirkungskreis des Ungarischen Warenverkehrsbureaus ist mit einer jüngst erschienenen Verordnung auch auf den Verkehr mit der Ukraine ausgedehnt. Bei der Ausfuhr in die Ukraine — es kommen nur Güter zur Beförderung in Betracht, die nicht unter der Marke Getreide, Rohstoffe und sonstige zentralisierte Artikel rangieren — gilt das Ungarische Warenverkehrsbureau auch in der Ukraine als Adressat. Der Transport erfolgt in militärisch instruierten Waggons unter der Benennung „Osttransporte“. Die Exportwaren für die Ukraine sind selbstverständlich sämtlich beim Warenverkehrsbureau anzumelden, das durch Vermittelung der militärischen Behörden das weitere an formellen Verpflichtungen regelt und für den zweckmäßigen Transport, insbesondere für die Umladung in die Waggons der breitspurigen russischen Bahnen Sorge trägt. Die Verhandlungen zwischen den Vertretern des österreichischen Ministeriums des Äußern und den kompetenten ukrainischen Behörden sind zurzeit noch im Gange. Ein endgültiger Lieferungsvertrag wird bestimmen, welche Produkte die Ukraine Österreich-Ungarn überlassen wird und welche Waren die Österreicher ihr zu liefern haben werden. Das Ungarische Warenverkehrsbureau hat schon den Auftrag erhalten, von den heimischen Exportfirmen Offerten in solchen Artikeln zu sammeln, die in der Ukraine besonders begehrt werden. Es kann konstatiert werden, daß das solcherart gesammelte Material ein sehr bedeutendes zu werden verspricht, besonders da hauptsächlich Industrieartikel in Betracht kommen. — Zu hoffen ist, daß nunmehr auch die Regelung des reichsdeutschen Exportes nach der Ukraine beschleunigt wird. Hoffentlich gestatten das die politischen Verhältnisse in der jungen Republik.

Orenius.

Güterverkehr mit der Ukraine.

Nach der Ukraine ist ein Privatgüterverkehr eingerichtet worden, wenn auch nur in beschränktem Maße. Er wird über Warschau geleitet,

die Abwicklung befindet sich in den Händen der „Ezpreß G. m. b. H.“ in Berlin. Da die Tarifverhältnisse nicht geregelt sind, so ist bestimmt, daß im Verkehr mit der Ukraine auch diese nicht militärischen Sendungen bis auf weiteres so behandelt werden, als wenn sie Militär-güter wären.

Soweit diese Sendungen Militärbahnen auf besetztem russischem Gebiet passieren, erfolgt die Abfertigung ohne Frachtberechnung und ohne daß eine Fracht erhoben wird. Die Uebergangsstationen Goloby (Uebergang von der Militärbahn zur Ukraine), Sosnowice W., Pr. Herby, Skamierzyce, Aleksandrowo, Ilowo usw. haben die Weisung erhalten, für diese Transporte besondere Versand- und Empfangsbücher einzurichten und sie dort besonders als Ukraine-Sendungen der Ezpreß-Gesellschaft einzutragen. Bei dem Erscheinen des Tarifs, der für den Ukraineverkehr gelten wird, wird dann die Abrechnung der Frachten mit der Ezpreß-Gesellschaft erfolgen und diese wird dann in der Lage sein, mit ihren Auftraggebern abzurechnen. Die Uebergangsstation Goloby ist besonders angewiesen, Sendungen aus der Ukraine nach Sosnowice, Skamierzyce, Aleksandrowo, Ilowo, Landesgrenze und Preßken abzufertigen. Bei Sendungen aus der Ukraine wird die Fracht auf den deutschen Strecken von dem Grenzpunkte ab auf Grund der deutschen Tarife ermittelt und vom Empfänger auf der Bestimmungsstation eingehoben. Im Verkehr nach der Ukraine wird die Fracht ebenfalls bis zur deutschen Grenzstation auf Grund der deutschen Tarife ermittelt und von dem Versender eingehoben. Diese Vorkehrungen sind natürlich den Verhältnissen angepaßt, wie sie der Verkehr gegenwärtig mit der Ukraine zeitigt, sind aber nichts Ungewohntes, da wir im Verkehr mit dem Baltan mehr oder weniger die gleichen Vorkehrungen finden. Jedemfalls zeigen diese tariflichen Maßnahmen, daß es nunmehr mit dem Gütertausch mit der Ukraine ernst ist.

Bulgarien und die Türkei, die Seidenländer der Zukunft?

Die Wiedereinführung des Seidenbaues in Deutschland wird gegenwärtig in der Presse vielfach empfohlen; dadurch, daß die deutsche Seidenzucht wieder auflebt, so wird zur Begründung angeführt, kann nicht nur die einheimische Seidenindustrie hinsichtlich ihres Rohstoffbedarfes vom Ausland unabhängig gemacht werden, sondern es kann auch für zahlreiche Kriegsbeschädigte ein geeigneter und einbringlicher Nebenberuf, vielleicht sogar Hauptberuf, geschaffen werden. Diese Maßnahmen sind beide grundsätzlich wohl aber können die Länder des nahen Orients zu Seidenländern von großer Bedeutung werden. In Bulgarien und der Türkei liegen die Verhältnisse für den Seidenbau so günstig, daß diese beiden Länder allein imstande wären, den Bedarf von ganz Europa an Seide zu decken. — Dies ist in kurzen Worten das Ergebnis, zu dem ein hervorragender Sachmann, Professor Walbert Seitz, in seiner umfang- und aufschlußreichen kritischen Untersuchung „Die Seidenzucht in Deutschland“ kommt, die soeben im Verlage Alfred Kernen in Stuttgart erscheint. Seitz hat bei wiederholtem Aufenthalte in China, Japan, Oberitalien und Südfrankreich den Seidenbau gründlich studiert; zudem hat er seit 15 Jahren im Insektenhaufe des kaiserlichen Zoologischen Gartens eigene Seidenzuchtversuche durchgeführt; da er schließlich die einschlägige Literatur aufs genaueste kennt und die technische wie die wirtschaftliche Seite in gleicher Weise untersucht hat, ist er wohl berufen, diese Frage, deren große Bedeutung ja auf der Hand liegt, zu beurteilen.

Inwiefern die Neubelebung der deutschen Seidenzucht aussichtslos ist, mag man bei Seitz in aller Ausführlichkeit nachlesen. Die wesentlichen Punkte der Begründung dieses Urteils sind die folgenden: sämtliche früheren Versuche, innerhalb Deutschlands eine gewinnbringende Seidenzucht zu treiben, waren fehlschlägig; dies lag weder an den verderbenden Raupenfeinden, noch an der Futternot, noch an der Halsstarrigkeit der Bauern. Wirtschaftliche und klimatische Gründe waren vielmehr ausschlaggebend: die Heizungskosten und die Höhe der Arbeitslöhne verteuern heute wie einst die Seidenzucht in Deutschland derartig, daß der Gewinn zu gering bleibt, als daß sich irgend eine Volksklasse seinetwegen den Unbequemlichkeiten der Zucht unterzieht.

Alle Hindernisse, die sich dem Seidenbau in Deutschland entgegenstellen, fehlen nun im nahen Orient. Denkt man sich eine Linie gezogen, etwa von Görz oder Triest beginnend, durch Südungarn, Serbien, Bulgarien, Kleinasien, Mesopotamien und Persien, so wird man nördlich wie südlich dieser Linie einen bald weiteren, bald schmäleren Gürtel finden, der klimatisch ganz bedeutend von den bei uns geltenden Verhältnissen abweicht. Zahlreiche Landschaften, ja ganze Provinzen dieses Gebietes sind klimatisch für den Seidenbau geeignet; ein Bruchteil davon genügt, ganz Europa mit Seide zu versorgen. In jenen Ländern kann die Seidenzucht tatsächlich als Nebenbeschäftigung betrieben werden; Strohhütten primitivster Art ohne Heizung ermöglichen dort die Zucht; dort hat das Futter, der Maulbeerbaum, diejenige Beschaffenheit, die seine Verwendung als reiner Futterbaum sowohl, als auch im Nebendienst gestattet; er gedeiht dort ohne Verluste und ohne Pflege; dort fehlen jene verhängnisvollen, in die empfindlichste Periode der Raupenzucht fallenden kalten Vor sommerregen. Die größere Billigkeit der persönlichen Lebensführung in diesen Ländern begünstigt die Seidenzucht; der einfache Landmann erzeugt fast alles selbst, was er bedarf; der Boden ist vielfach ungemein fruchtbar. Kleinasien liegt wirtschaftlich augenblicklich noch fast ganz brach; Bulgarien ist für die Landwirtschaft noch unendlich viel verwertbarer; Serbien, ohnehin schon dünn bevölkert, wird nach dem Kriege noch menschenleerer sein, und was aus Mesopotamien gemacht werden kann, haben frühere Zeiten gezeigt.

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Ämtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes „Dubvid“ Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses „Ukraine“ Berlin, der „Deutsch-Finnländischen Vereinigung“ Berlin, der „Deutsch-Georgischen Gesellschaft“ Berlin und des „Deutsch-Nordischen Verbandes“ E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten osteuropäischen und morgenländischen Vereine Berlin.

Herausgeber:

Dr. Falt Schupp-Berlin

Dr. Otto Sprenger-Bremen

Dr. Friedrich Thoma-Münchburg
M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: Georg D. W. Callwey, München, Finkenstr. 2.

1. Juniheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal. Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2.

3. Jahrgang Nr. II

Die Ereignisse in der Ukraine.

Von Hanns Dohrmann, Berlin-Charlottenburg.

Der deutschen Politik geben die russischen Randstaaten fraglos sehr schwere Probleme auf. Die Baltenlande mit ihrer gemischten, untereinander vielfach uneinigen Bevölkerung, Litauen mit seiner mangelhaften politischen Tradition und Vergangenheit und das überstürzt geschaffene „Königreich“ Polen mit seinen gierigen Ansprüchen — das sind fürwahr Probleme der deutschen Ostpolitik, die bis zu ihrer endgültigen Lösung, wenn eine solche vom national-deutschen Standpunkt überhaupt möglich ist, noch unendlich viel Schwierigkeiten bereiten und Kämpfe und Mißverständnisse auslösen werden. Auch politische Fehler werden sich wohl kaum vermeiden lassen, wie sie hier und da bereits nicht vermieden worden sind. Noch schwierigeren Problemen aber, als in Polen und im besetzten Nordostgebiet, begegnet die große deutsche Politik in der Ukraine. Das hat der jüngste Umsturz in der jungen Republik erst kürzlich wieder bewiesen. In der Tat handelt es sich in der Ukraine nicht um Stämme, Volkssplitter und ein Volk von der verhältnismäßig geringen Größe des polnischen Volkes, sondern um die 40-Millionen-Bevölkerung eines Gebietes, das größer ist, als Oesterreich-Ungarn, um noch gar nicht konsolidierte politische Verhältnisse und um ein reiches, vielbegehrtes Land, das der Krieg dem ohnmächtigen russischen Koloß entrissen hat und das der deutschen politischen Betätigung bisher ferner gelegen hat, denn irgendein anderes politisches Interessengebiet. Daß das Ukraine-Problem trotzdem im Sinne der deutschen Interessen gelöst werden wird, und zwar im Einklang mit den nationalen und kulturellen Wünschen des ukrainischen Volkes, das in einer Anlehnung seiner Politik an die Politik der Mittelmächte die Gewähr für eine gedeihliche Zukunft des befreiten Landes sieht, glauben wir, zurückblickend auf die Siege der deutschen Waffen und das deutsche Blut, das als teurer Preis für diese Siege vergossen wurde, demnach zuversichtlich.

Es ist der ausgesprochene Wunsch des Schreibers dieser Zeilen, das Ukraine-Problem vom Standpunkt höchster Objektivität aus zu behandeln. Darum soll es tiefer von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet werden, vom deutschen und vom ukrainischen. Auch die jüngsten Kijiver Ereignisse, von denen dieser Aufsatz vornehmlich zu handeln hat, gewinnen ein anderes Aussehen im Lichte einer solchen objektiven Betrachtungsweise.

Allem zuvor braucht das von einer Welt von Feinden umlagerte Deutschland heute tatsächlich als Frucht seiner Siege im Osten Brot und Lebensmittel aus den Ländern des niedergerungenen russischen Feindes und muß sich die Bedingungen für diesen notwendigen Import aus Gründen der Selbsterhaltung schaffen. Die Rada-Regierung, mit der Deutschland zu diesem Zwecke seinerzeit nach vielen Mühen und um den Preis polnischer Verstimmungen den Frieden von Litauisch-Brest schloß, hat eine der Hauptbedingungen dieses Friedens, die Getreidelieferungsverträge, augenscheinlich nicht voll erfüllen wollen, oder nicht voll erfüllen können. Vielfach durchseht vom anarchistisch-kommunistischen Element des großrussischen Maximalismus, dessen rote Gar den deutsche Truppen allerorten an der Ostfront noch heute nach Friedensschluß bekämpfen, fehlte ihr die Kraft, Ordnung, diese Hauptbedingung eines in deutschem Interesse liegenden geregelten Wirtschaftslebens, in der Ukraine zu schaffen. Daher erfolgte ihr Sturz mit Wissen und Hilfe der deutschen Okkupationsbehörden und das deutsche politische Vertrauen richtet sich nun an die neuen Machthaber in Kijiw, an den Hetman Skoropadski und seine Minister. Man hofft in Deutschland, gestützt auf die Kenntnisse, die man bezüglich Skoropadskis und seiner Ratgeber hat, daß der Hetman fähig sein wird, die nächstliegende Friedensbedingung, nämlich die Getreidelieferungen nach den Mittelmächten, durchzusetzen. In der Tat wird sich Skoropadski eher auf die 30 000 deutschen Bajonette in der Ukraine

stützen können und stützen wollen, als sein Vorgänger, der gestürzte Ministerpräsident Holubowitsch.

Soweit das Heute, soweit die nächstliegenden Interessen uns eine gewisse Gewähr dafür geben, daß die Getreidelieferungen endlich in Gang kommen werden! Freilich ist das deutsche Interesse an der Ukraine nicht kurz nur an das Heute gebunden und vorübergehenden, sagen wir: materiellen Charakters. Der deutschen Politik erwachsen auf dem Boden der Ukrainefrage im Gegenteil sehr wesentliche, Deutschlands ganze Ostpolitik beeinflussende Interessen für die Zukunft. So liegt es auf der Hand und braucht wohl nicht erst langatmig bewiesen zu werden, daß die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Ukraine vom großrussischen Moskau eine Hauptbedingung erfolgreicher deutscher Wirtschaft und Politik im Osten der Zukunft ist. Die Unabhängigkeit der Ukraine ist eines der vornehmsten deutschen Kriegsziele in Osteuropa. Denn die Erfahrungen schwerer Kriegsjahre und die Bitternis mancher Enttäuschung haben es die deutsche Politik gelehrt, daß ebenso wie das stets aggressive Großrussentum eine Gefahr und schwere Bedrohung für uns bedeutet, wenn Moskau über die reiche Rüst- und Brotkammer der Ukraine herrscht, ein Deutschland und Mitteleuropa verbündetes Ukrainerland die großrussischen Expansionsgelüste empfindlich dämpfen muß. Es ergibt sich nun im Rückblick auf die jüngsten Ereignisse in der Ukraine die Frage, ob die gegenwärtige Diktatur Skoropadskis, der gleichsam als Polizeigewaltiger die Getreidelieferungen durchsehen und beaufsichtigen soll, eine Gewähr dafür bietet, daß auch die internpolitische Entwicklung der Ukraine Wege nehmen wird, die das Ukrainerland zu einer Zukunft führen, wie sie in Deutschland als genehm empfunden werden kann. Auf diese Frage erhält man, wenn überhaupt, erst eine bedingte und heute nur auf Mutmaßungen aufgebaute Antwort, wenn man sich ins Wesen des neuen Kijwer Umsturzes vertieft und ihn einmal vom ukrainischen Standpunkt aus betrachtet. Vorausgeschickt und nochmals betont mag werden, daß die Verhältnisse in der Ukraine, ganz abgesehen von dem Einfluß, den der Krieg und vor allem das Chaos der Revolutionszeit geübt haben, im höchsten Grade verworren und daher wandlungsfähig sind. Mit Bezug auf diesen Charakter der Verhältnisse lassen sich also nur Mutmaßungen anstellen und Ueberraschungen liegen gleichsam in der Luft, wenn auch der jüngste Umschwung, der Skoropadski ans Ruder brachte, im Grunde niemand hätte über- raschen müssen.

Als im März 1917 in Rußland die Revolution ausbrach und ihr Charakter sich in den nächsten Wochen immer deutlicher kundtat, so daß man bald auf ein gefährliches Aufwachsen der Bewegung, auf heftige soziale Kämpfe, Zügellosigkeit, Chaos, Anarchie, Kommunismus und völligen Zusammenbruch schließen durfte, also gleich zu Anfang der Revolution, hatten aufmerksame Beobachter zu der Feststellung Gelegenheit, daß sich die große Umwandlung in der Ukraine in viel gemäßigteren und ruhigeren Formen abspielte, als im übrigen Rußland, insbesondere als in den großrussischen Gebieten. Dieser Gegensatz mag übrigens sogar viel mit dazu beigetragen haben, daß sich die ukrainischen Revolutionsführer so schnell zur Loslösung von Rußland entschieden, weil sie die großrussischen Propagandisten durch diese Trennung zu Landfremden stempeln und ihren Wühlereien den Boden entziehen wollten. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß man in der Ukraine lange jeglichen Radikalismus zu vermeiden gesucht hat; an das kommunistische Problem der Landenteignung und Landaufteilung ist man voll realpolitischer Einsicht erst spät und auch dann nur aus Gründen herangegangen, die vielfach für die jüngsten Ereignisse bestimmend geworden sind. Den nationalen Bestrebungen der ukrainischen Volksführer und bäuerlichen Volksmasse arbeiteten nämlich bald die russischen und polnischen Großgrundbesitzer des Landes, die stellen-

weise 40 bis 50 Prozent der Ländereien besitzen, systematisch entgegen. Daß ihr Ziel der Sturz der revolutionären Gewalt und unter der Bedingung der Wiedervereinigung mit Großrußland die Wiedereinsetzung des Moskauer Zaren war, ist selbstverständlich. Die an und für sich, wie wir gesehen haben, gemäßigte sozialrevolutionäre Regierung Holubowitschs sah sich daher genötigt, Gegenmaßnahmen in die Wege zu leiten. Mehr also aus dem Bestreben heraus, den fremden Großgrundbesitz unschädlich zu machen, als kommunistischen Prinzipien zu frönen, die auf dem ohnehin schwankenden Boden der allgemeinen Verwirrung natürlich nur demoralisierend wirken konnten, faßte die Rada-Regierung den folgenschweren Entschluß, den Landenteignungsprozeß dennoch vorzunehmen. Aber das Mittel erwies sich, wie in Großrußland, wo Kerenski sich seinerzeit lange geweigert hatte, es anzuwenden, als verfehlt. Die Anarchie fand reiche Entwicklungsmöglichkeiten und der Maximalismus gedieh auf dem Nährboden dieses Versuches, eine anerkannte Utopie zu verwirklichen, üppig. Fraglos haben Polen und Großrussen das Chaos noch mehr zu verwirren versucht, ganz abgesehen von den Banden tschecho-slowakischer Legionen und roter Gardisten, die plündernd in das dem Kommunismus neu erschlossene Land strömten. Der wachsenden Unordnung zu steuern, rückten, teils auf den Ruf der ratlosen Kijwer Regierung hin, teils aus freiem Antriebe, deutsche Truppen im Lande ein. Diesem Umstande allein mag es zu verdanken sein, daß wenigstens in jenen Gebieten, durch die der deutsche Heerzug zog, die Frühjahrseinstellung erfolgte, und damit eine kleine Gewähr dafür geschaffen wurde, daß man im Herbst den Lieferungsverpflichtungen den Mittelmächten gegenüber werde nachkommen können. Aber die Verwirrung ließ sich doch nicht mehr aufhalten. Die bedrängte Regierung beging, wie das in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt, den größten Fehler: sie machte gegen Mitteleuropa Front und schob alle Verantwortung in Bezug auf das Chaos auf die Okkupationsbehörden, denen sie „Einnischung in innere ukrainische Angelegenheiten“ vorwarf. Darüber kam sie zu Fall, und die erste national-ukrainische Regierung, die sich in der Tat auf Massen des Volkes, die sozialrevolutionären Bauern, gestützt hatte, trat vom Schauplatz der jungen ukrainischen Geschichte. An ihre Stelle ist nun, ausgestattet mit diktatorischen Vollmachten, unterstützt von den Okkupationsbehörden und hervorgegangen aus den Kreisen der gemäßigten Großgrundbesitzer, die Regierung Skoropadskis, des Hetmans, getreten, allem Anscheine nach und auch bezüglich seiner Ratgeber und Gehilfen der politische Antipode Holubowitschs und seiner Freunde.

Wir haben schon gesehen, daß den deutschen Interessen mit der Schilderhebung Skoropadskis gegenwärtig gedient ist: man erhofft von ihm die Erfüllung der Friedensbedingungen, behält im übrigen in dem militärisch besetzten Lande aus naheliegenden Gründen das Heft in der Hand und wird sich schweren Herzens vielleicht zu neuen Eingriffen entschließen müssen, wenn sich die neue Regierung in Kijiw wider Erwarten als ausgesprochen deutschfeindlich erweisen sollte. Damit ist für den Augenblick das deutsche Interesse an den neuerlichen Kijwer Ereignissen im Grunde erschöpft. Die von Deutschland als unabhängig anerkannte Ukraine aber fragt, wie die Kijwer Presse sich ausdrückt, mit Bestürzung und Erstaunen, wer Skoropadski eigentlich ist, was er will und wohin er steuert, denn seine Diktatur hat sich mit Männern umgeben, die nicht während des großen Umsturzes vor einem Jahr und auch nicht während der ersten großen nationalen Kämpfe unter den Führern des Volkes gestanden haben. Es gibt auf diese Fragen heute natürlich noch keine erschöpfende Antwort. Das liegt im Wesen der ukrainischen Verhältnisse und im Charakter der im Osten zurzeit an Ueberraschungen so reichen Lage. Aber auf die Persönlichkeiten Skoropadskis und seiner Minister sind doch schon so viel meist gleich-

lautende Andeutungen gemünzt, daß sein und seiner Genossen politisches Charakterbild nachgerade sehr deutlich geworden ist. Es ist in jedem Falle dazu angetan, in Deutschland ernste Aufmerksamkeit zu erwecken, denn die deutsch-ukrainischen Beziehungen der Zukunft stehen im Schatten der hochgereckten Gestalt dieses ersten Hetmans der auf-erstandenen Kosakenrepublik.

Zur Charakteristik Skoropadskis aber mögen folgende Angaben dienen: einer alten Adelsfamilie entstammend, die wohl große Besitzungen in der Ukraine hat, deren Repräsentanten seit mehreren Generationen jedoch nicht mehr im Lande, sondern am Hofe und in der Armee gelebt haben, wurde auch Pawel Skoropadski in einem Petersburger Pagenkorps erzogen, um bald die Uniform eines Gardereiterregiments anzulegen, in der Petersburger national-russischen und europäisch-internationalen großen Gesellschaft heimisch zu werden und bei Ausbruch der Revolution als Kommandeur des Garderegiments der Zarin den allerhöchsten Personen des untergegangenen Eints nahe zu stehen. Als unermesslich reicher Besitzer großer Güter und bekannter Zuckerfabriken im Dongebiet unterhält Skoropadski nahe Beziehungen zu jenem großrussischen und polnischen Großgrundbesitz der Ukraine, den die nationale Rada-Regierung bis vor kurzem als angeblich landfremdes, nach Moskau inklinierendes Element heftig bekämpft hat. Zum größten Teil aus den Kreisen desselben Großgrundbesitzes stammen auch die Männer, mit denen sich der Hetman umgeben hat, und die durchweg — in schreiendem Widerspruch zu den jungen Traditionen der sozialen russischen Revolution — im Lager der gemäßigt-republikanischen Kadetten und konstitutionell-monarchistischen Einksobristen zu Hause sind; so der Ministerpräsident Tysogub, der Außenminister Wassilenko, die Herren Slawinski (Pole), Wagner und Butenko, letzterer ein glühender Anhänger der Entente und ein allrussischer Patriot, der sich während der Revolution als Publizist zur allrussischen Monarchie zurückbekannt hat und davon träumt, daß sich von der Ukraine aus einmal die Gegenrevolution ausbreiten und ein neues konstitutionelles Rußland der Bourgeoisie schaffen wird. Schließlich sei noch als Charakteristikum verzeichnet, daß Skoropadski selbst als Schwiegersohn des berüchtigten verstorbenen russischen Generals Durnowo, eines Reaktionärs vom reinsten Wasser aus der Zeit der ersten Revolution im Jahre 1905, dem großrussischen Adel nahesteht und seinem ganzen Wesen nach viel zu viel Kavaler ist, als daß er seinen Zaren vergessen und sich an das proletarische Heute gewöhnen haben kann.

Es ist noch nicht die Zeit gekommen, aus all diesem sichere Schlüsse zu ziehen. Die Charakteristik Skoropadskis und seiner Regierung baut sich zurzeit, wie gesagt, noch auf Andeutungen auf und er selbst hat, abgesehen von ein paar formellen Kundgebungen, noch keinen Schritt getan, der zu

einem genaueren Urteil über ihn Anlaß geben könnte. Sollte sich der Hetman jedoch in jener Richtung entwickeln, die von den Andeutungen über seine Person eigentlich sehr deutlich vorgeschrieben wird, so dürfte der Traum der ukrainischen Nationalisten in der Tat schwer in Erfüllung gehen oder doch von Enttäuschungen stark durchsetzt werden. Es fragt sich für diesen Fall freilich, ob die Nachbarn der jungen Ukraine, die mächtigen mitteleuropäischen Staaten, es dulden werden, daß Skoropadski den Weg nach Zielen einschlägt, die nichts mit der Hoffnung des ukrainischen Bauernvolkes und nichts mit den Interessen der siegreichen mitteleuropäischen Kaiserreiche gemein haben. Festhalten mag man jedenfalls, daß zwei starke Strömungen in der Ukraine gegeneinander kämpfen, eine radikal-nationalistische, die von der Bauernschaft mit Kraft gespeist wird, und die, will sie sich behaupten, den Anschluß an die Mittelmächte suchen muß; die andere — eine monarchistisch-allrussische, deren geistige Führer, aus dem Lager der wenig deutschfreundlichen Bourgeoisie und des allrussischen Großgrundbesitzes kommend, ihrem innersten Wesen nach niemals die Freundschaftshand nach Mitteleuropa ausstrecken werden, solange ihnen kein bitteres Nuß diese Handlungsweise vorschreibt. Die nationale Strömung ist zurzeit geschwächt; jedenfalls sind ihre Führer über eigenes Ungeschick und über die Verworfenheit der schwierigen Verhältnisse geschockert und daher unterlegen. Die andere Strömung hat eben Aussicht, ein ruhiges Bett zu finden und durchzudringen, wenn es sich bewahrheitet, daß Skoropadski an ihrer Quelle steht und sie mit seinem Einfluß speist. . .

Wie dem auch sei — die deutsche Initiative oder doch Hilfe am Sturz Holubowitschs mußte, wie die Dinge einmal lagen, naturgemäß einsetzen, denn sie geschah im Interesse der Wiederaufrichtung der Ordnung, die unseren Forderungen zurzeit allein nützlich sein kann. Von Skoropadskis Diktatur versprechen wir uns in der Tat eine Ausrottung der Anarchie. Ungewiß aber ist und bleibt es nach wie vor, ob nun die Ziele und das Wesen der Gesamtpolitik Skoropadskis die Billigung Deutschlands dauernd und mit mehr Vertrauen erfahren werden, als der politische Zickzackurs des an den Klippen der Zeit gescheiterten Idealisten und Nationalisten Holubowitsch. Jeder realpolitisch denkende Ukrainer wird sich jedenfalls sagen müssen, daß es den Siegern an der ukrainischen Westgrenze nicht gleichgültig sein kann, wohin das ukrainische Staatsschiff steuert; geht der Kurs zu unseren Feinden, so werden die Sieger Recht tun, ihren Lössen noch einmal an Bord zu schicken; es wäre nicht Selbstverleugnung, es wäre Selbstmord, wollte die Politik Mitteleuropas es unterlassen, feindseligen Anschlägen an der mit Strömen teuren Blutes geweihten östlichen Grenze ihres Machtbereiches entgegenzutreten, so lange es die Verhältnisse irgend erlauben.

Alte und neue Beziehungen zu den Völkern des Ostens.

Von Johannes Hering.

Zu der reichversehenen Rüstkammer unserer Feinde von Entstellungen und Verleumdungen gehört die Phrase von dem Selbstbestimmungsrechte der kleinen Völker, eine der vielen eigenartigen Erfindungen des Weltkrieges. Daß sie nicht für die eigenen unfreiwilligen Schutzbefohlenen der Entente gelten soll, beweisen Irland, Griechenland, Portugal u. a., und doch wurde dieser Grundsatz von vielen der allzu biedereren Deutschen als vollwertige Münze in Zahlung genommen. Um so höher sollen wir das Verdienst unserer Diplomatie veranschlagen, dieses Wort in einer deutschen Edelmut entsprechenden Weise verwirklicht zu haben, daß sie es verstand, an Stelle der russischen und englischen Art, Völker mit Gewalt und Hinterlist einzuverleiben,

ein System der Angliederung aus nie Dagewesenem zu schaffen, welches die Freiheit, sich seinen Anlagen entsprechend auszuleben, jedem Volke verbürgt.

Es ist nun nicht nur interessant, sondern auch von praktischem Werte, zu wissen, wie alt und fruchtbar die Wechselbeziehungen der germanischen Völker zu denen des Ostens und Südostens sind, und einen Blick aus der Vogelschau auf die Jahrtausende zu werfen.

Der Astronom Herschell berechnete aus Störungen des Planetensystems das Vorhandensein des achten Wandelsternes Neptun, der kurz nachher am Sternenhimmel aufgefunden wurde —, der Zoologe Cuvier beschrieb auf Grund eines fossilen Knochenfundes den Vorgänger des

heutigen Pferdes, welche Zeichnung dem später entdeckten vollständigen Skelett entsprach —, als dritte gewaltige Geisteserrungenschaft ähnlicher Art möchte ich die unistütenden Arbeiten von Dr. Ludwig Wilser, Dr. Mathäus Much, Karl Felix Wolff u. a. erwähnen, die auf Grund steinzeitlicher Funde nachwiesen, daß die europäische Kultur nicht aus dem Osten zu uns gekommen ist, vielmehr die in den Ostseeländern seit Jahrtausenden wohnenden Ariogermanen deren Schöpfer und Träger, daß Perser und Inder, Griechen und Römer abwandernde Stämme aus dem Norden waren, wahrscheinlich auch Ägypter und Babylonier. Die Bestätigung wurde durch den Wiener Privatdozenten Dr. Josef Bayer erbracht, der während und infolge des Weltkrieges in Südpalästina Ausgrabungen veranstaltete, die eine zehn- bis fünfzehntausend Jahre alte Steinkultur nachwiesen, während die nordische auf sechzig- bis achtzigtausend Jahre zurückzuverlegen ist.

Immer neue Wander- und Erobererschwärme sandte der Norden aus: sumerisch-babylonische Inschriften erwähnen um 5800 vor Christus ein Volk der Guti, vielleicht Goten, jedenfalls sind es blonde Rassen. Um 1750 überschwemmen Cheta ganz Vorderasien und werden in der Bibel, wie in ägyptischen Inschriften erwähnt. Andererseits dringen langschädelige Männer bis ins Tal des Hoango vor und sind wahrscheinlich die Begründer der vielbestaunten chinesischen Kultur; uralte chinesische Berichte schildern ganz ummongolische ritterliche Kriegssitten jener Eindringlinge. Auch das Volk der Juden ist von ihnen durchsetzt: David ist ein Blondling, das Ideal des Hohen Liedes weiblicher Schönheit ist nordisch, weiß und rot. Spätere Schwärme dieser Nordleute, die um 600 vor Christus südlich vom Kaukasus und in Kleinasien einfielen, wurden Kimmerer genannt und saßen vorher am Schwarzen Meere; noch heute zeugt manche blauäugige oder relativ hellhaarige Erscheinung von der Vermischung all dieser Nordlandswellen mit der Urbevölkerung.

Eine gleiche Bewegung von allmählich nach Süden vordringenden Ariogermanen waren die Wanderungen der Pelasger und Dorier. Das Weltreich Alexanders und die Staaten seiner Generale trugen zu einer noch nie dagewesenen Durchdringung des Ostens bis an die Grenzen Indiens mit westlichem Blut und Bildung bei; fortgesetzt wurde diese durch die Verwandlung weiter Gebiete Westasiens in römische Provinzen, später durch die Ausbreitung des Christentums. Unter Kaiser Theodosius wurden Germanen in Thrakien und Syrien angesiedelt; die Westgoten unter Alarich eroberten Konstantinopel, Athen und Korinth; 200 Jahre später brachen Waräger über die Ukraine herein, der Norweger Harald war ihr Führer; im zweiten Jahrhundert nach Christus hatte das Reich der Ostgoten von der Nordsee zum Schwarzen Meere gereicht. Nun aber beginnt eine umgekehrte, nicht eben erfreuliche Entwicklung: die Hunnen brechen von Osten her ein und zerstören das Gotenreich. Gleichwohl nehmen sie, wie Serben und Kroaten, Litauer und Polen, vielleicht auch Bulgaren, gotische Führer an, und von jener Zeit bis zum heutigen Tage heiraten ihre Fürsten und Adligen germanische Frauen.

Wurde durch die Springsflut der mohammedanischen Ausbreitung vieles zerstört, so knüpften doch die hochstehenden Araber die geistigen Beziehungen wieder an, die trotz der Kreuzzüge und der Türkenkriege nicht wieder erloschen sind. Auf manchem Gebiete war der Orient der spendende Teil. Modern anmutende Beziehungen knüpfte der weitblickende Friedrich der Große an, Moltke schrieb über die Türkei Gedanken, die noch heute Geltung haben. Zweierlei dürfen wir Kaiser Wilhelm II. als weitblickendem Politiker nicht vergessen: seine Fürsorge für die Flotte und die von ihm ausgehende Erkenntnis der Interessen-

gemeinschaft zwischen dem deutschen Volke und den mohammedanischen Völkern.

Vor kurzem erschien das Büchlein eines Deutschen, auf den wir in jeder Hinsicht stolz sein können, des Legationssekretärs von Hentig, „Die Reise in das verschlossene Land“; er vereinigt den Mut und die Umsicht des Offiziers, die Ausdauer des Alpinisten und Sportmannes bei der Durchquerung von Wüsten und verschneiten Hochgebirgsübergängen mit der Menschenkenntnis und Gewandtheit des Diplomaten und der Vielsprachlichkeit des Gelehrten, und alles in einem Alter von 28 Jahren! Er beschreibt seinen Besuch bei unserem hohen Verbündeten, dem Sultan, und persischen Machthabern, seine Wanderung durch die persische Salzüste, die Durchbrechung der russischen Sperrkette und den mehrmonatlichen Aufenthalt beim Emir von Afghanistan. Wenn er naturgemäß die Ergebnisse seiner diplomatischen Verhandlungen nicht veröffentlicht, so erscheinen mir doch als Höhepunkt seines Buches und Werkes die Worte: dem Emir von Afghanistan kann die Ueberzeugung nicht mehr geraubt werden, daß die großen Landmächte Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei, ja auch das bis heute noch schwache Persien und China die gleichen Interessen haben wie Afghanistan. Sie alle wollen ungestört von dem Machteinfluß begehrtlicher Nachbarn und ferner Kolonialreiche der Pflege ihrer nationalen Eigenheit und der Entwicklung ihres wirtschaftlichen Wohlstandes auf dem freien Boden der eigenen Kultur leben.

Dr. von Hentig schildert köstlich, wie die Engländer, welche die uralten Handelskniffe der Phönizier mit so viel modernem Machiavellismus in ihren Hausschatz aufgenommen haben, ausgestreut hatten, daß die Afghanen jedem einwandernden Nichtengländer den Kopf abschneiden — und wie ihm nach Ueberschreiten der Grenze eine feierliche Gesandtschaft des Emirs entgegenkam, um ihn zu fragen, ob er eine oder drei Ehrenschwadronen zu seinem Geleit wünsche. Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, daß durch die Verleumdungen der Northcliff-Presse alle Völker der Welt gegen uns aufgehetzt sind, daß wir um so angenehmer von Berichten berührt sind, nach denen die Völker des Orients uns gegenüber ihren Edelmut und ihre Gastfreundschaft bewahren, daß sie mit uns gegen den gemeinsamen Feind treu zusammenstehen wollen und wir bei ihnen in hoher Achtung stehen.

Es wird nur zu unserer Gesundung beitragen, wenn wir zu der Abkehr von dem überkultivierten Westen gezwungen sind und ihn gegen den Osten eintauschen. Der gewaltige Plan eines Bundes freier Völker gegen die Unterjochung durch das anglo-amerikanische Goldfürstentum ist eine Aufgabe, die uns auf Jahrhunderte beschäftigt. Wollen wir allerdings andere Völker befreien, so müssen wir selbst frei sein und müssen die Ketten abschütteln, die uns die Kriegswucherer angelegt haben. Wir freuen uns, wenn trotz des wertzerstörenden Krieges das deutsche Kapital leistungsfähig auf dem inneren und äußeren Markte dasteht, aber die wucherischen Auswüchse sind eine doppelte Gefahr: Sie zerstören Frieden und Gedeihen im Innern, und wenn diese Leute ihr schmachvolles Gebaren beim Handel und Verkehr mit den befreundeten Völkern zur Anwendung bringen, so werden sie den ehrlichen Deutschen verhaßt machen und den Völkerbund zerstören.

Hoffen wir, daß sich die angegliederten Völker in die neuen Verhältnisse einleben und erkennen werden, daß uns nur gegenseitige Förderung auf allen Gebieten bei größtmöglicher Freiheit des einzelnen am Herzen liegt, daß sie den Vorteil einsehen, den ihnen der Anschluß an unser hochstehendes und kraftvolles Volk in geistiger und materieller Hinsicht bietet.

Bulgariens mineralische Ausbeutung.

Von Dr. W. K. Weiß-Bartenstein (Berlin)¹⁾

Bulgarien bietet bei seinem mineralischen Reichtum den ausländischen Unternehmungen noch ein weites Betätigungsfeld, da bisher noch nicht viel Auslandskapital hier arbeitet, und so ist eine Untersuchung von Interesse, inwieweit die Ausbeutung schon im Gange ist oder für die deutsche Industrie in Frage kommen kann. Im letzten normalen Wirtschaftsjahre 1911 hat Bulgarien rund 270 000 Tonnen Kohlen gefördert und außerdem noch 184 000 Tonnen eingeführt, obgleich es selbst genügende Lagerstätten hat. Auch sind fast alle Arten von Erzen vorhanden. Am stärksten wurde Kupfer (20 000 Tonnen) und Blei (4000 Tonnen) gefördert. Den Anfang mit der bergmännischen Ausbeutung Bulgariens machte der Staat.

I. Staatsgruben.

Eine 1879 eröffnete Braunkohlenmine liegt bei dem Orte Mochino, 27 Kilometer von Sofia entfernt. Diese Mine, welche gute Braunkohle enthielt, wurde bis 1891 ausgebeutet. Ihr Gesamtprodukt (105 000 Tonnen) wurde ausschließlich von der Stadt Sofia und der Staatseisenbahn verbraucht. 1891 begann der Staat das Becken rund um die Mochinominine zu untersuchen und legte 7 Kilometer von dort entfernt in Pernik eine neue Mine an. Durch das Berggesetz von 1892 wurde ihm schließlich das ganze Becken Pernik-Mochino-Wladaja eingeräumt und noch ein weiteres Braunkohlenfeld bei Bobowdol.

Das erste Lager ist das bedeutendere. Hier hat der Staat 28 Kilometer südöstlich von Sofia die einträgliche Mine von Pernik²⁾ noch bedeutend ausgebaut, so daß ihr Ergebnis sich 1906 schon auf 161 000 Tonnen stellte; davon wurden ungefähr 70 000 Tonnen für die bulgarischen Eisenbahnen verbraucht. In den ersten vier Jahren, von 1902–1906, brachte die Mine ein Gesamtergebnis von 1465 648 Tonnen und im Jahre 1912 294 394 Tonnen. Sie wurde durch eine Anschlußlinie von 1800 Meter Länge auf der Strecke Sofia–Radomir mit den bulgarischen Staatsbahnen verbunden. Die hier abgebaute Kohle ist eine feste, schwarze tertiäre Braunkohle. Ihr Heizwert beträgt im Mittel 4000 WE. Die Kohle wird jetzt zu 16 Franken pro Tonne ab Werk verkauft. Das Kohlenflöz liegt nur wenige Meter unter Tage und hat durchweg horizontale Lagerung. Die Kohle hat eine durchschnittliche Mächtigkeit von 2–3 Meter. Der Staat hat die Grube in den letzten Jahren bedeutend modernisiert.

Das Becken von Bobowdol ist ebenso reich an Braunkohle wie das von Pernik. Der Staat eröffnete den Betrieb der dortigen Mine im Jahre 1891, doch wird dort vorläufig mangels Verbindungsmöglichkeiten noch nur ein verhältnismäßig geringes jährliches Quantum, etwa 4000 Tonnen Kohle, für den lokalen Verbrauch erzeugt.

Neben diesen beiden großen Becken hat sich der Staat noch eine andere Mine im Zentralbalkan gesichert und beschlagnahmte durch das Berggesetz von 1891 eine Bleiader im Rhodopegebirge bei dem Dorfe Lakawitza. Diese Ader, für welche noch sehr wenig getan worden ist, hat augenblicklich wegen ihrer Entfernung von der Eisenbahn und des Mangels an anderen Transportmitteln geringe Bedeutung für den Staat.

Hin und wieder taucht die Frage einer etwaigen Verstaatlichung aller Minen auf, welche sich auf die große Bedeutung des Bergbaus für die Industrie und das

Wirtschaftsleben, die Beschränktheit der Erdschätze, sowie die hieraus zu befürchtende Monopolisierung des Bergbaus in den Händen einiger Besitzer gründet. Während die Inbesitznahme durch den Staat bei den noch freien Lagern leicht ist, wird bei den Bergwerken in Privatbesitz Enteignung nötig sein. Da diese jedoch große finanzielle Opfer erfordert, und gerade bei dem so komplizierten bergmännischen Betriebe allein der privatwirtschaftliche Unternehmungsgeist in kaufmännischer und technischer Hinsicht zu der größtmöglichen Leistung fähig sein dürfte, so kann in Bulgarien von einer Verstaatlichung so lange abgesehen werden, bis die obenangeführten Umstände beginnen, sich bemerkbar zu machen. Um so mehr, als der bulgarische Staat sich einige der bedeutendsten Bergwerke vorbehalten und im Betriebe derselben von der privatwirtschaftlichen Konkurrenz nichts zu fürchten hat, wie es bei unseren Kaliwerken der Fall war. Immerhin wird der Weltkrieg und das aus seinen Erfahrungen folgende Streben nach nationaler Unabhängigkeit in der Wirtschaftspolitik dem Gedanken einer Verstaatlichung oder einer stärkeren staatlichen Beeinflussung des Bergbaus neue Anregung geben.

II. Private Bergbaue.

Eine nennenswerte private bergbauliche Tätigkeit war erst festzustellen, nachdem das Berggesetz von 1892 die bergrechtlichen Verhältnisse geregelt hatte und nunmehr auch jeder sicher sein konnte, die Früchte seiner Arbeit unter dem Schutz des Gesetzes zu genießen. Die Belebung der Arbeiten auf bergbaulichem Gebiete führte zur Erteilung von einer Reihe von Schürfrechten und Konzessionen.

Von 1892 bis Ende 1904 wurden 1138 Schürfrechte verliehen. In derselben Zeit bewilligte die Regierung 25 Konzessionen³⁾ und zwar für folgende Minen: 17 Kohlenminen, von denen 7 im Bezirke Sofia, je 2 in den Bezirken Gabrowo, Drenowo, Nowa Sagora und Stara Sagora und je eine in Sliven und Com liegen. Es wurden ferner vier Kupferkonzessionen für je zwei Minen bei Wraza und Burgas und weitere vier Konzessionen für Braunkohle in den Bezirken Varna, Jambol, Trn und Stara Sagora verliehen.

Hatten die Bulgaren nun eine solche Konzession erhalten, so begannen sie meist die Aufschlußarbeiten mit zu geringen Kapitalien und mußten schließlich aufhören, bevor sie zu Erfolgen gelangt waren. Die Klügeren fingen gar nicht erst an, sondern suchten ihre Konzession möglichst bald zu verkaufen. In beiden Fällen trat meist das ausländische Kapital als Käufer auf, wie das bei der jungen Volkswirtschaft Bulgariens leicht verständlich ist.

Die heutige Organisation des Bergbaus erfordert überall die Aufwendung größerer Kapitalien, schon bei den Arbeiten des Schürfens, noch mehr aber beim eigentlichen Bergbau, und zwar schon mit dem Beginn der einleitenden Erschließungsarbeiten. Da solche Kapitalien in dem kapitalarmen Bulgarien meist fehlten, so geriet der private Bergbau größeren Stils fast ausnahmslos in die Hände ausländischer Gesellschaften.

Die größten und bekanntesten dieser ausländischen Gesellschaften sind diejenigen für die Ausbeutung der Steinkohlenkonzession „Prinz Boris“, die Kupfergrube Plakawitza, die Minengesellschaft Sofia, die Aktiengesellschaft für Industrie und Handel, Sofia, die Steinbruchaktiengesellschaft, Sofia, die balkanische Handels- und

¹⁾ Vergl. die Werke des Verfassers: „Bulgariens volkswirtschaftliche Entwicklung“, Berlin 1913, und „Bulgarien, Land, Leute und Wirtschaft“, Leipzig, 1913.

²⁾ Dieses staatliche Bergwerk beschäftigt allein 20,7 Prozent (1271) des Gesamtarbeiterpersonals, ohne das administrative und ober-technische Personal mitzurechnen.

³⁾ Von 1896 bis 1906 wurden 25 Konzessionen für die Gewinnung von Kohlen, Kupfer, Mangan, Blei, Eisenerzen usw. in einer Gesamtansiedlung von 8994 Hektaren erteilt. Bericht an S. K. H. Ferdinand I., Fürst von Bulgarien, vom Ministerrat, Sofia 1907, S. 518.

Industrie-Aktiengesellschaft, Sofia, die Montan-Aktiengesellschaft „Balkan“, Berlin, die Société Nationale d'Exploitation des Mines und die Petroleum-Bohranlagen in Dedeağaç.

Die erstgenannte Gesellschaft zur Ausbeutung der Steinkohlenkonzession „Prinz Boris“ ist eine vorwiegend französische. Ihr Schürfgelände befindet sich in dem Bezirk Krestez (Gemeinde Stara Reka, Kreis Trewna, Bezirk Tirnowo). Diese Konzession umfaßt ein Gebiet von 100 Hektaren; erteilt wurde sie im Jahre 1899 für 99 Jahre.

Der Sitz der Gesellschaft, welche am 8. Juni 1909 für eine Dauer von 30 Jahren gegründet wurde, ist Brüssel. Das Grundkapital beträgt 2 000 000 Franken und ist auf 4000 Aktien zu 500 Franken verteilt. Von diesen Aktien sind 2400 für die Erwerbung der Konzession an den Vorbesitzer abgetreten worden, der Rest von 1600 wurde von 50 Ausländern gezeichnet.

Die Lager sind reichhaltig und die Qualität ist sehr gut, sie entspricht der englischen schwarzen Kohle. Aus dieser Kohle wird Koks hergestellt, welcher 8000 Kalorien Wärme erzeugt.

Die Ausbeute erfolgte bisher nur in beschränktem Maße wegen der schlechten Verbindung, da bis zur nächsten Bahnstation Tirnowo zirka 50 Kilometer zurückzulegen sind; außerdem ist das Gebiet schwer zugänglich. Im Jahre 1900 verlangte die Gesellschaft die Konzession zum Bau einer engspurigen Bahn, welche die Gruben mit Tirnowo verbinden sollte. Die Regierung erteilte die Genehmigung aber nur bis zur Stadt Trewna (8,5 Kilometer), schritt jedoch im Jahre 1905 zum Bau der Staatseisenbahnlinie Tirnowo—Boruschiza—Stara Sagora, die sich bei der Station Platschkoviza dem Bergwerksgebiet bis auf 5 Kilometer nähert. Die Gesellschaft hat jetzt hier die Gruben mit der Staatseisenbahn durch eine Schwebebahn verbunden und kommt dadurch für die Versorgung der Fabrikstadt Gabrowo in Frage. Die Gesellschaft kann infolgedessen ihre Produktion stärker betreiben und Gewinne herauswirtschaften, während sie bisher wegen zu hoher Ausgaben nur Verluste hatte.

Für die Vorstudien des Schürfgeländes, Vorstudien für die engspurige Anschluß-Eisenbahn, sowie Grund, Boden und Gebäude wurden allein 1 300 000 Franken und für unterirdische und oberirdische Arbeiten, die Anlage obiger Eisenbahn, ferner für Wege, Maschinen, Apparate, Werkzeuge usw. 325 000 Franken ausgegeben. Außerdem waren die Verwaltungskosten von Anfang an ziemlich hohe. Von den gesamten Ausgaben ist noch nicht ein Drittel im Lande geblieben. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter belief sich im Durchschnitt auf 20 im Jahre.

Außer dieser Grube besitzt die Gesellschaft noch die Konzession „Boteff“ in dem Gebiete des Dorfes Radewzi, Gemeinde Reikowo, nicht weit von der Konzession „Prinz Boris“. Dieselbe besteht aus 330 Hektaren und wurde zunächst auf 99 Jahre erteilt.

Eine weitere Konzession für die Kupfergrube „Plakalniza“ bei Sgorigrad ist am 5. Juli 1899 für 99 Jahre erteilt worden und ging zuletzt aus Privatbesitz für 300 000 Franken an den russischen Untertan T. Mawrofordata aus Konstantinopel über⁴⁾, der in der bulgarischen Produktion vielfach kapitalistisch vertreten ist. Das Konzessionsgebiet befindet sich in dem Balkan bei Wraha, 1200 Meter über dem Meere, und umfaßt eine Fläche von 221 Hektaren. Man fördert seit 1903. Es werden hochprozentige Kupfererze mit 40—50 Prozent Kupfergehalt abgebaut. Die Schmelze der Kupfergrube befindet sich zirka 7 Kilometer entfernt von der Zentralbahn, welche Sofia und Warna verbindet, und ist mit der Bahnstation Elisseina durch eine mit Motorantrieb versehene Schwebbahn verbunden, deren Bau etwa 500 000 Franken ge-

kostet hat. Hier wird das Fördergut aufbereitet und zu Kupferstein verhüttet. Der Absatz erfolgt ins Ausland, in der Hauptsache nach England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, neuerdings nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Das Kupferwerk verfügt über neuzeitliche Maschinen und Anlagen im Werte von 1 250 000 Franken. Von dieser Summe ist ein Betrag von zirka 350 000 Franken in Form von Arbeitslöhnen, für Transportleistungen usw. im Lande geblieben, während der andere Teil von 900 000 Franken für Maschinen, Maschinenteile usw. ins Ausland gegangen ist. Heute wird das Vermögen des Unternehmens sich auf über 2 Millionen Franken belaufen und betrug nach Schätzung der Regierungsenquete von 1900 1 738 596 Franken. Nach amtlichen Berichten werden durchschnittlich 400 Arbeiter beschäftigt. An Lohn wird im Jahr ein Betrag von 260 000 Franken ausbezahlt, also etwa 650 Franken auf den Arbeiter. Die Fabrik begann schon 1902 mit der Produktion, nahm dieselbe in intensiverem Maße aber erst 1909 auf. Es wurden folgende Mengen Kupfererze gefördert:

Jahr	1902	191	Tonnen
1903	—	—	—
1904	—	160	—
1905	—	1307	—
1906	—	1953	—
1907	—	6 710	—
1908	—	4 062	—
1909	—	8000	—
1910	—	8 001 ⁵⁾	—

Nach den heutigen Preisen hat die Produktion einen Wert von 1 600 000 Franken erreicht. Die Gesellschaft scheint mit sehr gutem Gewinn zu arbeiten.

Die bulgarische Minengesellschaft „Sofia“ wurde am 27. Februar 1907 in Sofia auf unbestimmte Dauer gegründet. Sie bezweckt die Ausbeutung verschiedener Minen in Bulgarien und besitzt zurzeit die Zinkbleigrube „Blagodat“ beim Dorfe Mossul (Bezirk Küstendil) an der früheren serbischen Grenze.

Das Grundkapital beläuft sich auf 1 500 000 Franken und ist in 15 000 Aktien zu 100 Franken geteilt. Den Hauptanteil hat die Société Commerciale d'Orient, Venedig, außerdem sind noch mehrere italienische Kaufleute, eine Konstantinopeler und zwei Sofioter Firmen beteiligt.

Die Grube enthält Blei-, Zink- und Kupfererze. Die Konzession, welche 500 Hektare umfaßt, wurde ursprünglich einem bulgarischen Ingenieur für 99 Jahre erteilt. Dieser hat die Konzession an die Gesellschaft abgetreten, die dann dort eine Aufbereitungsanstalt errichtet hat.

Das ganze Grundkapital der Gesellschaft sowie eine von der Société Commerciale geliehene Summe sind für die Konzession, den Grund und Boden, die Fabrikanlagen und die Gebäude verwendet worden. Das Unternehmen besitzt eine engspurige 3 Kilometer lange Eisenbahn, welche bis zur früheren serbischen Grenze führt. Die gewonnenen Erze wurden von dort zu Wagen zur Station Wranška Banja befördert (22 Kilometer) und gingen dann über Saloniki nach Antwerpen für die belgische Industrie.

Die zur Sortierung und zur Zerkleinerung der Erze notwendigen Maschinen werden durch eine Wasserturbine angetrieben, welche eine Kraft von 65 PS hat. Um die nötige Wasserkraft stets zur Verfügung zu haben, wurde ein Wasserbehälter von 1200 Kubikmeter erbaut⁶⁾. Die Förderung begann im Jahre 1903 und hat von Jahr zu Jahr größere Mengen Erz geliefert. Die Unternehmung leidet unter dem Mangel an Betriebskapital, welches verdoppelt werden müßte, um die Produktion lohnend zu gestalten. Im Jahre 1906 wurde die „Aktiengesellschaft für Industrie und Handel, Sofia“, für die Dauer von 60 Jahren

⁴⁾ Staatszeitung vom 14. Juli 1899, Nr. 149.

⁵⁾ Archiv der Minenabteilung des Handelsministeriums.

⁶⁾ Archiv der Minenabteilung des Handelsministeriums.

gegründet. Sie ist eine Tochtergesellschaft der mit französischem Kapital in Sofia ins Leben gerufenen Generalbank, bezweckt die Gründung produktiver Unternehmungen, besonders für die Ausbeutung von Minen, und verfügt über ein Grundkapital von 300 000 Franken, welches auf 3000 Aktien zu 100 Franken verteilt ist.

Die Gesellschaft besitzt in Gemeinschaft mit einem Teilhaber die Konzession „Sgorigrad“ (als Ergänzung der Konzession „Gladnata“) in dem Gebiet des Dorfes Sgorigrad, Kreis Wratza, in einer Ausdehnung von 500 Hektaren. Außerdem hat sie sich das Schürfrecht für die Bergbaugebiete „Bow“ und „Bela-Retschka“ vorbehalten. Das Lager von Sgorigrad enthält Kupfer und Silber und ist von der Gesellschaft in der Bilanz von 1910 mit 138 419 Franken bewertet worden. Die Gesellschaft hat aber bis jetzt im Bergbau nur geringe Tätigkeit entwickelt und infolgedessen wohl kaum Gewinne erzielt.

Die Steinbruch-Aktiengesellschaft „Sofia“ ist am 2. November 1911 in Sofia auf Veranlassung der „Bulgarischen Industriellen Keramischen Aktien-Gesellschaft Isida“ für die Dauer von 50 Jahren gegründet worden. Sie bezweckt die Produktion verschiedener Steinerzeugnisse, sowie auch die Ausführung verwandter Aufträge, allein oder auch gemeinschaftlich mit anderen Unternehmungen. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt 600 000 Franken und ist in 3000 Aktien zerlegt. Bei der Gründung der Gesellschaft wurden 50 Prozent des Grundkapitals eingezahlt. Gezeichnet wurde es von zehn Deutschen und Bulgaren mit je 300 Aktien.

Diese Gründung geschah seitens der „Keramischen Gesellschaft Isida“, um ausländisches Kapital heranzuziehen. Diese Gesellschaft, die über ein Grundkapital von 2 000 000 Franken verfügt und 2 Fabriken (eine Ziegelei in Nowoselze bei Sofia und die andere beim Steinbruch in Philippopol) betreibt, hat ihre Fabrik bei Philippopol an die neue Gesellschaft verkauft. Die Fabrik hatte 1910 eine Produktion im Werte von 297 564 Franken aufzuweisen⁷⁾.

Eine österreichisch-französische Bankgründung in Bulgarien, die Balkanbank, hat 1911 die „Balkanische Handels- und Industrie-A.G., Sofia“ mit einem bald nach der Gründung voll eingezahlten Kapital von 1,5 Millionen Franken gegründet. Auf dem Programm dieser Gesellschaft steht neben Handels-, Industrie- und Bauunternehmungen auch bergbauliche Betätigung. Bisher hat sie sich jedoch hauptsächlich der Metallindustrie zugewendet, indem sie eine kleine Maschinenfabrik und Eisengießerei aus bulgarischen Händen in Rustschuk ankauft.

Eine deutsche Gesellschaft ist die im Jahre 1912 gegründete „Montan-Aktiengesellschaft Balkan“. Ihr Sitz ist Berlin. Sie hat ein voll eingezahltes Aktienkapital von einer Million Mark, das jedoch wegen der verworrenen Verhältnisse zur Hälfte verloren ist und erhöht werden mußte, wenn die Hamburger Firma, die jetzt in Verhandlungen betr. Übernahme des ganzen Unternehmens steht, nicht weiter mit Verlust arbeiten will, wie obige Gesellschaft. Die Gesellschaft erwarb im Jahre 1912 die Konzession für die Steinkohlengruben „Prinzess Nadejda“ und „Zar Kalojan“, nachdem die Besitztitel schon durch mehrere Hände gegangen waren. Sie nahm den bergtechnischen Ausbau in die Hand, der jedoch durch die darauffolgenden Kriegsjahre stark behindert wurde. Infolge der noch nicht fertiggestellten Aufschlußarbeiten konnte bisher keine Dividende gezahlt werden⁸⁾.

Die Beleihungen auf Steinkohle der Felder „Prinzess Nadejda“ und „Zar Kalojan“, sowie von zwei belegten Perimetern liegt in Südbulgarien, nordöstlich Nikolajewo, Kreis Stara Sagora, am Südhang des Zentralbalkan.

„Nadejda“ hat 500 Hektare und „Zar Kalojan“ 240 Hektare Flächeninhalt. „Kalojan“ steht vorläufig noch in Reserve und wird nicht ausgebaut.

Von den 7 Kohsenflözen, die sich in der Mine „Nadejda“ in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 50 Zentimeter bis 2 Meter vorfinden, sind gegenwärtig nur 2 Flöze in Betrieb. Diese wurden schon vom früheren Besitzer ausgebaut und werden jetzt durch Pfeilerbau wieder bearbeitet. Die Kohle dieser Mine ist eine sehr gute, kurzflämmige Magerkohle von vorzüglicher Heizkraft.

Rund 180 Meter tiefer als die jetzigen Betriebe ist oberhalb der Einmündung des Bela-Stenabaches in den Gurlowbach zur Aufschließung des Feldes Nadejda und der Perimeter I und II ein Stollen angelegt. Dieser soll bei vorsichtiger Berechnung 7 900 000 Tonnen abbaufähiger Kohlen einbringen⁹⁾.

Im allgemeinen ist das Vorkommen beachtenswert, die Lagerungsverhältnisse sind einfach und regelmäßig, die Kohle ist gut und leicht gewinnbar. Der hohe Aschengehalt der Kohle ist zum Teil auf die bisherige Gewinnungsweise zurückzuführen und wird sich bei sorgfältiger Gewinnung herabmindern lassen, trotzdem wird man nicht umhinkönnen, mit der Trennung der einzelnen Kohlenarten eine Wäsche zu vereinigen, damit ein wirklich gutes, marktfähiges Brickett in der Fabrik hergestellt werden kann. Aufbereitung, Wäsche, Brickettfabrik und Generatoranlagen werden zweckmäßig an der Eisenbahnstation errichtet.

Gegenwärtig werden die in den am Bela-Stenabach liegenden Betriebe fallenden Kohlen mit Mauleseln auf teilweise sehr schlechten, steilen Gebirgswegen zunächst 25 Kilometer weit zum Dorfe Gurlowo und von dort mittels Wagen zur Station Dabowo gebracht, dort abgepackt und in Eisenbahnwagen verladen. Die Transportkosten von der Grube zur Bahnstation betragen 17 Franken für die Tonne. Trotzdem ist der Betrieb wegen der großen Nachfrage nach Kohlen noch gewinnbringend, da die Tonne guter Steinkohle schon in normalen Zeiten mit 30 Franken ab Eisenbahnstation gehandelt wird. Die Gesteungskosten betragen nicht mehr als 6 Franken pro Tonne, da die Arbeitslöhne und die Holzkosten in dieser Gegend sehr niedrig sind. Der Ausbau der Kohlenbergwerke ist also soweit gediehen, daß nur die Drahtseilbahn fehlt, um die Kohle von der in etwa 900 Meter Höhe liegenden Grube nach der nächsten Eisenbahnstation Dabowo, 18 Kilometer weit, befördern zu können.

Da das Bergwerk mitten in einem Urwald von alten hochstämmigen Buchen liegt, deren Wert wegen der Beförderungsunmöglichkeit sehr gering ist, erhalten die Aktionäre noch ein großes Holzgeschäft als kostenlose Zugabe. Aus den Stämmen werden Eisenbahnschwellen angefertigt und aus den Ästen wird Holzkohle gebrannt. Ein Sommer und Winter fließendes Wasser liefert ungefähr 100 Pferdekkräfte zum Betriebe der notwendigen Maschinen. Sobald nur einmal die nötigen Transportanlagen zur Bahnstation ausgeführt sind, eignet sich die Konzession nach Reichtum und Qualität der Kohle bei besserer kaufmännischer und technischer Bearbeitung als bisher gut zum Betriebe.

In allerneuester Zeit hat sich, wie wir sahen, deutsches Kapital für den bulgarischen Bergbau mehr als bisher interessiert. Letztlich ist auf Grund des Anleihevertrags der bulgarischen Regierung von 1914/15 mit der deutschen Diskontogesellschaft die „Société Nationale d'Exploitation de Mines“ gegründet worden. Sie beschäftigt sich mit der Ausbeutung von Minen, dem Verkauf der Minenprodukte und der Ausfuhr nach dem Auslande. Die Gewinnverteilung soll unter anderem wie folgt vorgenommen werden: 5 Prozent an den Reservefonds, 8 Prozent Dividende an die Aktionäre für das eingezahlte Aktien-

⁷⁾ Archiv des Handelsministeriums. Auch bei Daskaloff: Das auswärtige Kapital in Bulgarien. S. 192 ff.

⁸⁾ Nach eigenen Angaben der Gesellschaft.

⁹⁾ Laut von der Gesellschaft zur Verfügung gestellten Sachverständigen-Gutachten vom Januar 1915.

kapital, ferner Tantiemen an den Aufsichtsrat und endlich von dem verbleibenden Rest 50 Prozent an den bulgarischen Staat und 50 Prozent an die Aktionäre. Die bulgarische Regierung verpflichtet sich, von der Gesellschaft auf Grund eines Spezialkontraktes jährlich mindestens 150 000 Tonnen Kohlen für die Verwaltung der Staatseisenbahnen zu kaufen.

Eine fernere Gründung aus allerjüngster Zeit vor dem Kriege ist die eines englischen Syndikats zum Zwecke von Petroleum-Bohranlagen bei Dedeagatsch. Die Bohrkonzessionen sind seinerzeit schon von der türkischen Regierung erteilt worden. Durch den Krieg ist die Ausbeutung unterbunden worden.

Die mineralische Ausbeutung Bulgariens ist zwar noch in schwachen Anfängen, aber sehr entwicklungsfähig und läßt bei der nötigen kaufmännischen Umsicht gute Gewinne erwarten. Bisher sind etwa nur 70 Millionen Franken auf den Bergbau Bulgariens verwendet worden.¹⁰⁾ Außer den genannten Mineralien kommen Steinbrüche und mineralische Quellen noch in Betracht.

III. Steinbrüche.

Die Bergdistrikte Bulgariens weisen nun außerdem eine große Menge von Steinbrüchen auf, welche noch nicht genügend bezüglich ihrer Bedeutung klassifiziert und gesondert sind, obgleich sie gute Erträge liefern könnten.

Es sind reichlich Marmor, Granit, Ofenton und alle Arten Ocker, Lithographie- und Mühlensteine usw. vorhanden. Ton wird auf sechs Stellen in größeren Betrieben gewonnen, welche in den Bezirken Lowetsch, Sofia, Rustschuk und Sliven liegen. Dicht bei Sofia wird ein ausgezeichnetes Lithographiestein gewonnen, für dessen Verarbeitung sich eine Fabrik aufgetan hat, welche auch andere Steinarten bearbeitet, so z. B. Marmor, welcher in den Bezirken Wraha, Kasanlik, Belowo und bei Kawakali zu finden ist, und im Lande sehr viel verwendet wird. Für weichen Kalkstein gibt es Steinbrüche in den Bezirken Rustschuk und Wraha. Diese Steinarten werden auch viel nach Rumänien ausgeführt. Dicht bei Warna wird ein Silbersand gefunden, den man zur Fabrikation von Glas verwendet. Außerdem kommen sehr schöne Serpentine in der Umgegend von Philippopol vor, auch die Syenit-Gesteine der Witoscha bei Sofia, die Granatblöcke von Dupniza und die sonstigen Steinarten der Provinz Burgas werden in Bulgarien sehr geschätzt.

IV. Mineralquellen.

Ferner besitzt Bulgarien eine große Zahl von Mineralisprudeln. Einige davon werden vom Staate verwertet, andere in Gemäßheit des Gesetzes den Gemeinden überlassen. Einige der bedeutendsten Quellen sind schon in der Römerzeit in primitiver Weise eingefasst oder später unter türkischer Herrschaft benutzt worden. In einigen Fällen hat die Minenabteilung des bulgarischen Ministeriums für Handel und Ackerbau die Ausbeutung der Mineralquellen mit Erfolg selbst unternommen. Dies

ist in Sliven, Banki, Werschez und Meritschleri der Fall. An einigen dieser Orte sind Bäder errichtet worden, welche meist von ausländischen Firmen mit modernsten Einrichtungen ausgestattet wurden.

Es gibt in Bulgarien mehr als 900 heiße und mineralhaltige Quellen, welche auf etwa 80 verschiedene Orte verteilt sind. Im Bezirk Sofia finden sich 33, von denen die Quelle in Dolnia Banja (61° C) die heißeste ist. Sofia selbst besitzt sehr gute heiße Quellen, welche schwach mineralhaltig sind und mit 47° C aus dem Boden kommen.

Die Sofioter Stadtgemeinde hat 1907 den Bau öffentlicher Bäder in Höhe von 1500 000 Franken unternommen und 1910 den Bau eines weiteren Bades, das allen Anforderungen der Neuzeit entspricht, begonnen, das 1913 vollendet wurde. Ferner sind die Bäder in der Umgegend von Sofia, so z. B. in Kniajewo, Gornja Banja, Banki und Pantcherswo, zu erwähnen.

Die heißen, heilsamen Quellen von Werschez (Bezirk Wraha) sind im ganzen Lande berühmt. Die Provinz Philippopol hat über 40 Quellen aufzuweisen, von denen als die bedeutendsten die von Hissar, welche im ganzen Orient bekannt sind, und der wunderbare Sprudel von Tschepino, im Herzen des Rhodopegebirges, zu nennen sind.

Auch im Bezirk Küstendil sind ganz ausgezeichnete heiße Sprudel. Der heißeste von ganz Bulgarien kommt im Dorfe Banja mit einer Temperatur von 83° C aus der Erde. Im Bezirk Burgas befinden sich heilsame Quellen in Sidji und in Sliven mit vollkommenen Badeeinrichtungen, außerdem hat der Bezirk Stara Sagora sehr viel heiße Quellen aufzuweisen, deren bedeutendste sich in Meritschleri befindet und in ihrem Mineralgehalt dem berühmten Karlsbader Sprudel fast gleichkommt.

Diese skizzenhaften Angaben mögen genügen, um die Erdschätze Bulgariens zu kennzeichnen, welche reich genug sind, um bei der Ausbeutung durch ausländisches Kapital bei guter technischer Organisation ausgiebige Gewinne abzuwerfen. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß genügend Geld ins Land kommt, um auch dem Eisenbahnbau ein erhöhtes Augenmerk widmen zu können und dadurch die Transportkosten in ein günstigeres Verhältnis zu den örtlichen Gesehungskosten zu bringen. Wichtig ist es ferner, für derartige Unternehmungen sach- und landeskundige leitende Persönlichkeiten zu finden, da gerade bei den mißtrauischen Bulgaren viel von persönlichen Einflüssen und Beziehungen abhängt.

Zurzeit ist also die Ausbeutung der vorhandenen Kohlenlager und Metallerze nur in ungenügendem Maße betrieben, was zur Folge hat, daß die grundlegende aller Industrien, die Metall- und Maschinenindustrie, sich in Bulgarien nicht auf selbständiger Grundlage entwickeln kann. Aber auch für die allgemeine industrielle Entwicklung des Landes wäre ein intensiverer Betrieb des Bergbaus zu wünschen, um das bisher ziemlich teure Brennmaterial für die aufstrebende Industrie Bulgariens durch größere Förderung der einheimischen Kohlenproduktion billiger zu beschaffen und so den industriellen Aufschwung zu begünstigen, von dem auch der deutsche Kaufmann nur Vorteile ziehen kann.

¹⁰⁾ Amtliches Gutachten des Ingenieur-Inspektors des Südmünsterbezirks in Bulgarien vom 6. Dezember 1915.

Die Wasserverbindungen der Ukraine mit Deutschland.

Von F. Linke=Gerlach.

In der Zeitschrift „Prometheus“ ist ein Aufsatz erschienen, der sich mit den Verkehrsmöglichkeiten zwischen der Ukraine und Deutschland beschäftigt und insbesondere die Wasserrouten einer Betrachtung unterzieht. Es wird hierbei, bevor auf die Binnen-Wasserverbindungen der Ukraine eingegangen wird, darauf hingewiesen, daß vor dem Kriege sich der Verkehr von den Häfen des Schwarzen Meeres über Gibraltar nach Hamburg oder Bremen oder

vice versa abgespielt hat. Wenngleich die Mitteilungen des „Prometheus“ über die Transportmöglichkeiten auf den ukrainischen Wasserstraßen höchst interessant sind, so scheint es uns doch erwägenswert, daß auch nach dem Kriege aller Wahrscheinlichkeit nach der Seeweg für die Bewältigung des ukrainischen Güterausstausches in allererster Reihe in Frage kommen wird. Es spielt da die Tramp-Schiffahrt eine maßgebende Rolle. Da es sich in der Hauptsache stets um

Getreide handelt und von Odessa sowie von den Häfen des Asowschen Meeres stets genügend Ladungen, wenigstens vor dem Kriege, verfügbar waren, so entwickelte sich im Schwarzen Meer ein äußerst lebhafter Trampverkehr. Da in der Vorkriegszeit das Schiffsraum-Angebot die Nachfrage überstieg, so waren die Frachten ungemein niedrig und infolgedessen der Verkehr durch Gibraltar äußerst konvenabel, so daß alle anderen Transportkombinationen von selbst entfielen. Die Schiffahrtsbörse in London war der Zentralspunkt für den Abschluß dieser Geschäfte. Wie bereits wiederholt während des Krieges zum Ausdruck gekommen ist, soll von deutscher Seite dafür Sorge getragen werden, daß wir in der Zukunft von der Londoner Schiffahrtsbörse unabhängig sind. Ein derartiges Unternehmen wird seine Wirkung auf die Schiffahrt im Schwarzen Meere in allererster Reihe ausüben, weil ja der Entente-Einfluß in den das Schwarze Meer einrahmenden Staaten gefallen ist. Würde also eine Schiffahrtsbörse in Hamburg beispielsweise existieren, so kann man darauf rechnen, daß der ukrainische Seeverkehr auf dieser Börse zur Abwicklung gelangen würde.

Was die Verkehrsrichtung von den deutschen Seehäfen nach der Ukraine betrifft, so ist auch hier in der Vorkriegszeit eine kräftige Konkurrenz festzustellen gewesen, da sich ja auch deutsche Schiffahrtsgesellschaften in diesen Relationen bekriegten, nicht zu sprechen von der Antwerpener Konkurrenz, die sich ebenfalls lebhaft in diesen Geschäften betätigte.

Es ist nun nicht abzuleugnen, daß in der Nachkriegszeit die Seefrachten um ein ganz Erhebliches teurer sein werden als in der Vorkriegszeit, aber sie werden auf keinen Fall eine solche Höhe erreichen, als daß aussichtsvoll irgendeine Konkurrenz-Wirkung aus dem ukrainischen Binnenwasserstraßennetz ausstrahlen könnte. Immerhin ist es, wie wir

schon erwähnt haben, lehrreich, die Ausführungen des „Prometheus“ zu lesen, wenn sie auch in der Hauptsache wohl nur historisches Interesse auslösen. Sie haben folgenden Wortlaut:

„Es handelt sich um zwei Verbindungen dieser Art, die eine führt vom Dnjepr zur Memel, die andere vom Dnjepr zur Weichsel. Derselbe Umstand, der heute auf diese Verbindung zurückgreifen läßt, hat seinerzeit ihre Herstellung veranlaßt, nämlich die Absperrung der Schwarzhäfen vom Weltverkehr. Für den Weg vom Dnjepr zur Weichsel wird ein Nebenfluß des Pripet benutzt, nämlich die an Pinsk vorbeischießende Pina. Von der Pina wurde 1786 ein Kanal von 81 Kilometer Länge zum Muchawez hergestellt, einem Nebenfluß des Bug, der wiederum zur Weichsel führt. Anfangs war dieser Königs-Kanal oder Dnjepr-Bug-Kanal nur für sehr kleine Fahrzeuge verwendbar, er wurde aber in der Zeit von 1839 bis 1843 weiter ausgebaut, und jetzt ist seine Sohle 10,6 Meter breit, die Tiefe beträgt 1,10 Meter, stellenweise sogar 1,50 Meter. Im wasserreichen Frühjahr können daher Kähne mit einer Tragfähigkeit bis zu 200 Tonnen diesen Kanal benützen. Auch der Wasserweg, der zur Memel führt, nimmt seinen Ausgang von der Pina; nach Benutzung des Nebenflusses Jasjolda geht die Verbindung durch den 55 Kilometer langen Oginski-Kanal. Dieser in die Schara, einen Nebenfluß der Memel, mündende Kanal wurde in der Zeit von 1776 bis 1804 gebaut, doch ist sein Zustand wesentlich schlechter als der des Königs-Kanals, weswegen er nur von 100-Tonnen-Kähnen benutzt werden kann. Da moderne Schiffe den Memelstrom nicht einmal bis Grodno benützen können und da die Schara oberhalb Grodno in die Memel mündet, ist der Ausbau des Oginski-Kanals weniger dringlich.“

Konstanza und eine neue Donaumündung.

Von Paul Dehn.

Auf Grund der neuen Friedensverträge mit der Ukraine und mit Rumänien sind in Südosteuropa Neubildungen angebahnt worden, die auf den Verkehr der Mittelmächte mit dem Schwarzen Meer, mit dem unteren Donaugebiet, mit Konstantinopel und darüber hinaus von Bedeutung und ohne Zweifel auch von Vorteil sein werden. Die Donaumündung wird englischen, französischen und russischen Einflüssen entzogen, Odessa mit dem Schwarzen Meer den Mittelmächten näher gerückt und ein zweiter Weg nach Konstantinopel über Konstanza gesichert.

Nach der Einverleibung der Dobrudscha erkannte man in Bukarest die Bedeutung Konstanzas für den internationalen Umschlagverkehr und beschloß schon im Jahre 1883, die 1860 mit englischem Gelde erbaute Eisenbahnstrecke Konstanza-Tschernawoda mit dem rumänischen Eisenbahnnetz durch eine große Brücke bei Tschernawoda zu verbinden, die mit einem Aufwand von 28 Millionen Mark 1895 fertiggestellt wurde. Bald darauf begann man mit dem Bau moderner Hafenanlagen in Konstanza, zunächst für die Ausfuhr von Petroleum, Getreide und Vieh, Holz, Kohlen und Steinen. Bis zum Jahre 1913 verausgabte Rumänien für diese Anlagen 56 Millionen Mark. Konstanza wurde seit 1896 Mittelpunkt eines staatlich-rumänischen Seeschiffahrtsdienstes mit Konstantinopel und Ägypten und brachte 1913 seine Handelsbewegung auf $1\frac{3}{4}$ Millionen Tonnen, darunter über $\frac{1}{2}$ Million Tonnen Petroleum. Indessen gelang es nicht, die große Getreideausfuhr von Galatz und Braila abzulenken. Nur die Petroleumausfuhr ging über Konstanza, weil die Rohr-

leitung dorthin und nicht nach Braila geführt wurde, obwohl Braila den Olfeldern viel näher liegt. Konstanza ist nur 100 km weiter von Berlin als Odessa entfernt und der Weg von Berlin nach Konstantinopel über Lemberg-Tschernawoda-Konstanza mit 2189 km kürzer als auf der bekannten Eisenbahnstrecke über Budapest-Belgrad-Sofia mit 2490 km. Nach Port Said kam man vor dem Kriege von Berlin über Konstanza in 14 Stunden, während die bis dahin rascheste Verbindung über Brindisi 128 Stunden beanspruchte. In Bukarest gedachte man, Konstanza zum Hauptstapelplatz und Hauptbindiglied der mitteleuropäischen Straßen mit dem näheren und fernerem Orient zunächst für den Personen-, Post- und Eilverkehr zu machen. Ob unter den veränderten Verhältnissen dieses Ziel im Auge behalten werden wird, läßt sich nicht absehen.

Mitte 1883 erörterte man in Bukarest aufs neue den alten römischen Plan einer neuen künstlichen Donaumündung durch Anlage eines Kanals von der Donau bei Rassowa-Tschernawoda in das Schwarze Meer bei Konstanza, um eine eigene, von der europäischen Kommission unabhängige Donaumündung zu schaffen. Nach dem Plan des Ingenieurs Gueracino würde die Ausführung des Kanals nur auf unbedeutende Schwierigkeiten stoßen und dessen Länge nur 60 km betragen, wovon 45 km nahezu eben. Erspart würden dadurch 350 km Strom und 200 km See, also zusammen 550 km Schiffahrt für die Erzeugnisse beider Ufer von Tschernawoda aufwärts, abgesehen von den politischen und wirtschaftlichen Vorteilen, die für die Do-

brudtscha entstanden. Bei dem Wasserreichtum der Donau würden deren natürliche Mündungen keinesfalls trockengelegt werden. Schon im Jahre 1878 war ein ähnlicher Plan von einer Wiener Gruppe der rumänischen Regierung gegen Verbürgung einer vierprozentigen Verzinsung des Aktienkapitals von 30 Millionen Franken unterbreitet worden. Da jedoch die Städte Galaş und Braila dagegen im Interesse ihres Handels Verwahrung einlegten, wurde der Plan von der rumänischen Regierung abgelehnt. In Wien wie in Budapest war man dem Plan günstig gesinnt und schon lange der Ansicht, daß der Ausbau eines Donaukanals von Tschernawoda ans Meer nur eine Frage der Zeit sei und über kurz oder lang verwirklicht werden würde. Für Bulgarien entfällt zwar die Rücksichtnahme auf die Donauhäfen Galaş und Braila. Indessen hat es vorläufig keinen Anlaß, große Aufwendungen für die Anlage eines Kanals von Tschernawoda nach Konstantza zu machen. Für Bulgarien ist der freie Ausgang zum Meer auf der Donau von gewissem Wert. Vor dem Kriege entfiel ein reichliches Viertel seines Außenhandels auf die Donaustraße. Doch

sucht Bulgariens Seeverkehr den Umweg durch die Dardanellen zu ersparen und drängt nach dem Süden. Gelingt es den Bulgaren, den Hafen Kawalla zu erwerben, so werden sie vor allem dessen Ausbau fördern und Konstantza nur nach Maßgabe ihrer Interessen und nur insoweit berücksichtigen, als dies ohne Zuschüsse möglich ist.

Die Angliederung der Dobrudscha an Bulgarien ist für die Dobrudscha sicherlich ein Vorteil, bedeutet aber für Konstantza keinen Fortschritt, es sei denn, daß dieser modern ausgebaute Hafen mit der Eisenbahn nach Tschernawoda und mit der Schifffahrt auf der untersten Donau zu einem Freihafen gemacht und einer gemeinsamen Verwaltung der Uferstaaten unterstellt wird. In diesem Falle würde der internationale Verkehr gefördert und auch der Bau eines Kanals von Tschernawoda nach Konstantza mit einer neuen Donaumündung der Verwirklichung nähergerückt werden. Für Rumäniens Handel waren bisher Galaş, Braila und Sulina von ungleich größerer Bedeutung als Konstantza, das nur 18 Prozent der rumänischen Ausfuhr vermittelte.

Dostojewsky über Deutschlands Mission.

Nach unbekannten Urkunden mitgeteilt von Dr. phil. et ing. E. Meller.

Die komplizierte moskowitische Volksseele hat niemand so gründlich kennen gelernt und erkannt wie Turgenjew; sie seufzte hilflos in Puschtsins Dichtungen; sie wird verspottet in den Schöpfungen des Ukrainers Gogol, aber in den Romanen Dostojewskys enthüllte sie, was sie als guten und schlechten Inhalt birgt. Ihr schlechter Inhalt ist die Korruption, die im Staate den heutigen russischen Tschernomnik, in der Gesellschaft den Nihilisten, am Zarenhofe den Allrussen und Panlawisten erzeugt hat. Unter allen geistigen Heroen, die dem russischen Volke entstammen, ist uns wohl Dostojewsky, der wahre Bewunderer Deutschlands, am nächsten. Aus seinen letzten Jahren stammt nun ein Werk, das gerade in der bitteren Jetztzeit unserer aufrichtigen Aufmerksamkeit wert ist, seine „Politischen Schriften“.

In diesem persönlichsten Werk des großen Dichters sind seine geheimen Bekenntnisse enthalten; in den Aufzeichnungen finden wir seine große, voll glühender Liebe für sein geknechtetes Volk entbrannte Seele. Diese Schriften zeigen uns, wie ein geistvoller, mit fanatischer Liebe seinem undankbaren Vaterlande ergebener Russe die gewaltigen politischen Probleme Europas löst, wie er den Kurs seines auf den Irrwegen eines Messianismus wandernden Vaterlandes leiten möchte, und vor allem, wie er sich zu den übrigen Großmächten stellt, wie er die einstigen Feinde und heutigen Verbündeten Rußlands mit Prophetenblick beurteilt.

Dostojewsky fühlte, daß in der nächsten Zeit — nach der „Lösung“ der Orientfrage — der Grundstein zu seines Vaterlandes Zukunft gelegt werde, und er warf seine ganze weltlich-schmerzliche erfüllte Seele, seine ganze urwüchsige Kraft in seine Worte. Doch trotz der felsenfesten Siegeszuversicht, trotz des unerschütterlichen Glaubens lesen wir noch etwas anderes aus den der breiten deutschen Öffentlichkeit gar wenig bekannten „Politischen Schriften“, als die Worte sagen. Es scheint, als ob eine leise, schleichend-nagende Angst und Zaghaftigkeit in seinen Worten zittert, und es ist, als wollte er durch das stete Wiederholen und durch das Schwärmen von Rußlands „Unbesiegbarkeit“ seine inneren Zweifel beschwichtigen. Vieles, was Dostojewskys Ziel und Zweifel als unumstößliche Wahrheit sah, hat die russische Revolution vernichtet, vieles andere hat sich jetzt als falsch erwiesen.

Die drei Felsen, auf die sich seit jeher das Moskowitertum eines Iljodors, Rasputins u. dgl. m. stützen sollte: Orthodorie, Autokratie und Nationalität, erwiesen sich, wie Mereßkowsky sagt, als drei Abgründe, in die Rußland stürzte. Doch ich habe nicht die Absicht, Dostojewskys po-

litische Ansichten und persönliche Bekenntnisse zu richten, sondern ich will zeigen, in welcher anderen Bahnen Rußland gelangt wäre, wenn es den Worten des größten seiner Söhne gelauscht hätte, dessen scharfer, weitsehender Blick schon damals Dinge erkannte, die Rußlands Diplomaten, Politiker und Feiler heute noch nicht sehen oder nicht sehen wollen. . . .

Im Westen Europas hatte sich zu jener Zeit — in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Renaissance des deutschen Volkes vollzogen. Die erquickende Wiedergeburt der stolzen Germania hatte alle panslawistischen, anglo-französischen und andere unzufriedenen Gemüter erregt, und alles schaute ängstlich und mit gespannter Erwartung auf den „gefährlichen“ Wetterwinkel am teutonischen Himmel. . . . Dostojewskys ungetrübter Blick verfolgte mit sichtlich bewunderndem Erstaunen „Nibelungs-Erwachen“, er ahnte die „große Zukunft“ des erstarkenden Deutschen Reiches. „ . . . Die Idee des wieder-vereinigten Deutschlands“, sagte er in seinem mit allerlei Randbemerkungen beschriebenen Tagebuche, „ist groß und stolz und reicht hinab bis in die Tiefe der Jahrhunderte. . . .“ Er begrüßt Deutschlands Sieg (1871) über das „altersschwache, degenerierte“ Frankreich, denn man weiß, „ . . . daß der gallische Hahn sein Jahrhundert bereits überlebt hat und die französische »grande nation« innerlich auf ewig zerstückelt ist. . . .“ Eine vernichtende Kritik über gallische Kulturhegemonie!

Nur mit Bitterkeit können wir heute lesen, wie Dostojewskys Dichtergeist Deutschland und Rußland bereits als „ewige Bundesgenossen“ vereinigt sah, wie er in „aktiven“ Deutschen und „passiven“ Russen die beiden „gewaltigen“ Völker sah, „ . . . denen es bestimmt ist, das Angesicht der ganzen Welt zu ändern. . . .“

Wie grausame, unerbittliche Ironie empfinden wir heute seine Worte: „ . . . Man kann annehmen, daß die Freundschaft Rußlands zu Deutschland aufrichtig und stark ist, und daß sich diese Freundschaft immer mehr im Volksbewußtsein beider großen Nationen verstärken wird. Denn Deutschland ist groß und wird im Laufe weiterer Jahrzehnte weltbeherrschend sein. . . .“ In besonderer Verehrung nennt dieser Allrusse und Panlawist die Germanen: „ . . . das große und besondere Volk, aus dem die Stimme Gottes tönt und die Freiheit des Geistes verkündet wird. . . .“ Und nochmals muß ich hier betonen: dies schrieb kein Alldeutscher, sondern ein echt russischer Patriot, ein begeisterter Slawophile, ein fanatischer Vollblutorthodoxer, ein großer Den-

ter und Philosoph, ein scharfblickender Politiker und feinsinniger Dichter.

Doch auch als Politiker hört dieser Russe nie auf, Mensch zu sein. Das zeigt sich in seinem Standpunkte zum Kriege: Wenn dieser auf edle Gründe zurückzuführen ist, so ist er nicht zu verurteilen, denn „... der Aufschwung der Geister der Nationen für eine hochherzige Idee ist ein Schritt nach vorn, aber keine Vertierung“; aber „... der Krieg, der zur Eroberung fremder Reichtümer geführt wird auf Wunsch der unersättlichen Börse (wie jetzt z. B. England), solch ein Krieg zeugt bereits von der Dekadenz der Nation und kann ihr nur den Tod bringen...“ Diese Worte galten schon damals England, und heute ersehen wir wieder ihre Berechtigung und bewundern Dostojewskys Scharfblick. Dieser größte aller Kriege, dieser Titanenkampf, den wir jetzt miterleben, und den das perfide Albion nur zur Eroberung fremder Güter angesetzt hat, zeugt von einer Dekadenz, einem Untergange und wird nur zu seinem endgültigen Schaden führen. Dostojewskys hellseherischer Geist erkannte den Wolf im Schafspelze, durchblickte das Mäntelchen der Nächstenliebe, das sich Britannia umgehängt, und warnte alle Slawen, seine Konnationalen, vor England: „... Jede Verbesserung der Lage der slawischen Völker ist für »John Bull« in jedem Falle ein offener Nachteil...“

Des großen Denkers prophetische Worte blieben von den Russen zu ihrem großen Schaden ungehört, England zieht heute Rußland mit ins Verderben. — Von Anfang seiner Piratengeschichte an spielte sich Mister John als den „Beschützer“ der kleinen Staaten auf; mit welchem Recht, darüber weiß Dänemark, wissen die geknebelten Burenstaaten, darüber kann Holland, China und Indien, kann auch Griechenland und Aegypten berichten. So ergriff er auch die Partei der Türken gegen die Russen; wie edel seine Gründe waren, zeigte sich später... Dostojewsky durchschaute schon damals das edle Sterlingsland. Er spottet selbst in seinen Bekenntnissen: „England wird lieber die Türkei beerben als heilen“...

Der Ekel, den der große Russe vor den Engländern, diesem „Klebeden und annackenden“ Volke, empfand, bricht in seinen „Politischen Schriften“ immer wieder hervor;

er sieht schon den stolzen englischen Bau zusammenstürzen; Deutschland die höchsten Stufen erklimmen; Deutschland ist die Nation der Zukunft; das römische Reich in seiner höchsten Blüte im 20. Jahrhundert. Einer feierlichen Prophezeiung gleich klingen Dostojewskys Worte: „... Wenn nicht wir, so werden es unsere Kinder oder Kindesfinder erleben, wie England enden wird. Und wahrlich, es ist auch schon die höchste Zeit...“ — sagte er damals.

Rußlands politische Bahn und seine Stellung zu den anderen Großmächten hat sich leider ganz anders gestaltet, als Dostojewsky es wünschte. England, dieses „Klebeden“ Volk, dessen Untergang der Schöpfer „Rastolnikoffs“ verkündete, stand an Rußlands Seite, und Deutschland, dieses Emporium der Zukunft, nach Dostojewskys Meinung „... der uralte, natürliche Verbündete des Zarenreiches“, lag im Krieg mit dem Russentum. Der Verlauf des Krieges hat aber Dostojewsky Recht gegeben; der unnatürliche Bund hat keine ersprießlichen Früchte getragen. Das feine Netz, das Deutschland und Oesterreich-Ungarn umstricken und ersticken sollte, ist durchrisen. Das Bündnis, das Albion nur auf Wunsch „seiner stets unersättlichen Börse“ geschlossen hat, trägt den Todeskeim in sich.

Aber wie gelang es nur den Engländern — wird man fragen —, Rußland, wo bereits vor vierzig Jahren von dem geistigen Führer deren Hinterlist und die Ohnmacht Frankreichs erkannt worden war, mit in den Bund, mit ins Verderben zu ziehen? In der Beantwortung dieser Frage liegt Rußlands Verhängnis: Das Fehlen jedes Verständnisses für das Volk in den Kreisen der Intelligenz, die tiefe Kluft zwischen den oberen Zehntausend und der Nation trägt die Schuld. Das vollständige Fehlen eines engeren, verständnisvolleren Bandes, das den Bauer, den Muschik, den Tschinownik und Studierenden verbindet, hat den Russen schon viel Unglück gebracht und hatte auch diesen Weltkrieg verschuldet.

Dostojewskys Worte haben zwar bis jetzt keinen Einfluss auf den Gang der Geschichte und Ereignisse gehabt, aber sie berechtigen zu einer bescheidenen Hoffnung für die nächste Zukunft...

Die Wege nach Mitteleuropa.

Von E. Trott-Helge.

Daß der im ukrainischen Friedensvertrage festgelegte Warenaustausch nicht so glatt vor sich gehen wird wie vor dem Kriege, daß wir noch etliche Monate Geduld haben müssen, bis die ersten Posten Getreide, Futtermittel, Gefrierfleisch und Dörrobst hereinkommen werden, die nach einem Übereinkommen zwischen der ukrainischen Volksrepublik und den Mittelmächten diese im Austausch gegen landwirtschaftliche Maschinen, chemische Produkte, Drogen und Eisen geliefert erhalten sollen, darauf ist wiederholt, auch von offizieller Seite, im Reichstage hingewiesen worden. Grund der Verzögerung sind die vielartigen Transportschwierigkeiten. Abgesehen davon, daß der Krieg die Anschlüsse der Schienenwege im Operationsgebiete durchbrach, daß die Schifffahrtsstraßen verödet liegen mußten, waren die russischen Verkehrswege schon früher nicht übermäßig leistungsfähig. Das gilt von dem Eisenbahnnetz im gleichen Maße wie von der Handelsflotte, insbesondere aber von dem Verkehr auf den Binnenwasserstraßen und den Zufahrtswegen aus dem Innern des Riesenreiches.

Die Erörterung der Verkehrsmöglichkeiten der nächsten Zeit kann naturgemäß nicht das gesamte Gebiet des ehemaligen zarischen Rußlands umfassen. Im Hinblick auf die bevorstehenden Lieferungen aus der ukrainischen Vorkammer interessieren auch in erster Reihe die von der Ukraine nach Mitteleuropa. Und das mag gleich vorausgeschickt werden: Gerade die Verbindung über Land zwischen Ukraina und Rumänien, das die neue Republik im Westen

vielleicht einmal seiner größten Ausdehnung nach begreifen wird, sind bereits von dem ehemaligen russischen Verkehrsminister Nekrassow als der schwärzeste Punkt auf dem dunklen Untergrunde des russischen Verkehrs wesens bezeichnet worden. Auch wir haben diese Schwierigkeiten erkannt und ihnen Rechnung getragen, indem wir einen so hervorragend tüchtigen Kenner der Verkehrsverhältnisse, wie der frühere Chef des Feldpostwesens und nachmalige Leiter des Kriegsamtes, General Gröner, es ist, nach Ukraina entsandten. Seiner Leitung untersteht es, die durchbrochenen Bahnlinien wieder in Gang zu bringen, und diese Arbeit wird mit der gewohnten Schnelligkeit und energischen Beharrlichkeit unserer Eisenbahntruppen aller Voraussicht nach auch rasch vollendet sein. Der wunde Punkt ist nur eben, daß dieser Eisenbahnverkehrswege so wenige sind! Ein Hauptschienenweg von starker Leistungsfähigkeit besteht in jenem Eisenbahnnetz, das die Brücke zwischen dem ukrainischen Gebiete einerseits zu Rumänien, andererseits zum mitteleuropäischen Eisenbahnnetz des Balkans bilden könnte. Alle Linien führen von der Ukraina in nordöstlicher Richtung nach Moskau oder in nordwestlicher nach Warschau. Selbst die einzige Hauptstrecke, Odessa—Lemberg—Krakau, vermittelt keinerlei Anschluß an Rumänien und die von Konstanz aus durch Rumänien und Ungarn nach Deutschland führenden großen Schienenwege. Dennoch werden die genannten Linien Odessa—Galizien mit dem Anschluß an das Industriegebiet von

Katerinoslaw, ferner die Strecke Kijiw—Warschau für die Zukunft von wesentlicher Bedeutung sein. Es darf auch mit Sicherheit erwartet werden, daß ein westwärts verlaufender Schienenweg in der Ukraina gebaut werden wird. Bezüglich dieser nach Westen verlaufenden Eisenbahnlinie ließe sich das bekannte Ententeprojekt der Bahnlinie des 45. Breitengrades möglicherweise neu beleben. Allerdings nur bruchteilweise. Denn jener Plan bezweckte, Wien und Berlin auszuschalten, dagegen einen großen südeuropäischen Verkehrsweg von Ost nach West, von Odessa ausgehend, über Bukarest, das erlöste Triest, quer durch Norditalien und Südfrankreich bis nach Bordeaux zu legen. Der französische Verkehrsminister hatte diesen Plan vor etwa Jahresfrist allen Ernstes erwogen, er war aber in demselben Augenblick in der Versenkung verschwunden, als der deutsch-österreichische Vormarsch in Oberitalien die Hoffnungen der Irredenta zerschanden machte und kurze Zeit danach Rußland den Friedensschluß anzustreben begann.

Nun kommt der Eisenbahnweg allerdings für den Güterverkehr nur in beschränktem Maße in Betracht, wenn es gilt, Massentransporte zu bewegen. Man greift in solchen Fällen auf die großräumigere Schiffstonnage zurück. Dementsprechend hatte auch Rußland sein Hauptausfallstor am Schwarzen Meere und der Hafen von Odessa stand an der Spitze aller anderen. Von dort aus führten zahlreiche Linien nach Konstanza, nach Warna und über den Bosporus hin zum Mittelmeere und den Ozeanen. Für den Seetransport von Stückgut zur mitteleuropäischen Eisenbahn kam die Linie Odessa—Konstanza in Frage. Sie wird auch in der Zukunft wieder eine bedeutende Rolle spielen. Die einstmals für Donautransporte aufgegebenen Transporte stellten fast nur hochwertige Waren dar, weil die Donaufracht ungeheurer hohe Kosten bereitete. Man zahlte vor dem Kriege etwa 150 Mark für die Tonne gegen 10 Mark auf dem Wasserwege von Cherson oder Odessa über Rotterdam nach deutschen Nordseehäfen. So kam es, daß im Frieden fast die gesamte Ausfuhr russischen Getreides, etwa zwei Drittel der ukrainischen Totalernte, über süd-russische Häfen durch den Bosporus nach dem Mittelmeer und weiter nach dem Atlantik ihren Weg nahm. Solange indessen die Schifffahrt in dem durch Mienen verseuchten Schwarzen Meere und auf den unsicher gewordenen Weltmeeren noch nicht wieder eröffnet werden kann, wird demnach der Binnenwasserweg derjenige sein, über den die ukrainischen Getreidevorräte dreier Ernten nach Mitteleuropa abtransportiert werden müssen. In erster Linie die Donau, in zweiter der Wasserweg Dniπρο-Weichsel, wobei allerdings das beide Flüsse verbindende Kanalsystem schnellstens ausgebaut und erweitert werden müßte, um einen leistungsfähigen, die Donau entlastenden und unmittelbarer nach Deutschland führenden Verkehrsweg darzustellen. Abgesehen von der Länge der Fahrt bietet nämlich der Donauweg für den Transport mancherlei Schwierigkeiten. Einesteils fehlt der mit zwingender Notwendigkeit geforderte Mündungskanal nach Konstanza, der den Wasserweg erheblich abkürzt, dann aber bietet der Eisernen Torkanal bei Orsova große Widerstände für die Bergfahrt. Ist doch der Gegenstrom im Kanal so stark, daß die Schlepper schwere Arbeit haben und man allen Ernstes erwägt, den Treidelbahnbetrieb zu elektrifizieren, wodurch sich der gesamte Warenverkehr verbilligen und leistungsfähiger gestalten ließe. Jetzt, da die Notwendigkeit besteht, die ukrainischen Vorräte zur Erleichterung der Ernährungsschwierigkeiten der mitteleuropäischen Völker, selbst unter hohen Kosten, so rasch wie nur möglich heranzuschaffen, ist auch die Lösung dieser Aufgaben zur Schaffung leistungsfähiger Verkehrswege das Gebot der Stunde. Sie fallen für die Zukunft nicht minder stark ins Gewicht, weil wir doch gerade mit Ukraina in enge wirtschaftliche Beziehungen zu treten hoffen.

Dieses landwirtschaftlich so ertragreiche Gebiet, die Kornkammer Europas, das Land mit dem erzeichen Boden soll uns doch künftighin nicht nur Versorger von

nehmer unserer Exporte. Nicht ohne Nutzen haben deutsche Kolonisten in der Ukraina vorgearbeitet. Ihre Spuren werden auch dort dauernd bleiben, wo durch die gewaltsame Enteignungspolitik der zarischen Regierung Hunderttausende der besten Kulturträger Heim und Herd verlassen mußten, um schließlich in Kanada eine neue Stätte zu finden. Nicht ohne Nutzen haben auch die Millionen von Kriegsgefangenen in Deutschland und Österreich moderne Bodenkultur mit all ihren Hilfsmitteln kennen gelernt. Sie lernten, wie man dem Boden erheblich höhere Erträge abringen kann, und daß weniger Schweiß an der Arbeit klebt, wenn man sich mit Erfolg der Maschine und der elektrischen Kraft bedient. Sie haben schließlich die Vorteile höherer Kultur und besserer Lebenshaltung erkannt, zumal viele von ihnen mit dem Haushalte deutscher Familien in enge Berührung gekommen sind. Infolgedessen werden die Binnenwasserwege von der Ukraina nach Mitteleuropa besser ausgenutzt werden können als bisher, weil aller Voraussicht nach in Zukunft auch die Talfrachten durch die Ausfuhr deutscher Erzeugnisse aller Art reichlich sein werden.

Trotz alledem bleibt die Tatsache bestehen, daß der beste und billigste Verbindungsweg von Ukraina nach Mitteleuropa der über Bosporus und Mittelmeer sein und bleiben wird. Dem trägt man schon heute Rechnung. Die Türkei ist beispielsweise bereits mit der Wiederaufrichtung der Schwarzmeerschifffahrt nach Odessa und anderen Häfen beschäftigt, und da die Säuberung von Mienen Gewähr für Gefährlosigkeit der Transporte bietet, ist der Verkehr wieder aufgenommen worden. Ist doch die türkische Regierung bereits ernsthaft damit beschäftigt, ihre Handelsflotte auszubauen. Nicht allein um die Küstenschifffahrt an Stelle der ehemaligen ausländischen Linien in die Hand zu nehmen, sondern auch, um den Verkehr nach der Ukraina und Rußland hin pflegen zu können. Es dürfte ferner bekannt sein, daß österreichische Gesellschaften, vor allem die an der Donauschifffahrt beteiligten, schon seit längerer Zeit die Wiederaufnahme des Schwarzmeerverkehrs ins Auge gefaßt haben. Für die große Fahrt nach Westeuropa aber interessiert vor allem die Gründung einer Schifffahrtslinie von Hamburg nach dem Orient und dem Balkan durch die Hamburger Reederei Rickmers. Die Rickmers Orient-Schifffahrts-G. m. b. H. ist bereits eine vollzogene Tatsache. Andere Gründungen ähnlicher Art sollen folgen. Schließlich werden die Schifffahrtslinien von einst, die Levantelinie u. a., wieder errichtet werden, sobald die Zeit für Wiederaufnahme des regelmäßigen Dienstes gekommen sein wird.

Wie ersichtlich, bleibt trotz alledem auf dem Verkehrsgebiete, als dem Grundstock jeglichen wirtschaftlichen und kulturellen Austausches, viel zu tun übrig. Es sind nicht allein Schäden zu heilen, die der Krieg verursachte, sondern darüber hinaus neue Aufgaben entstanden, die erfüllt werden müssen. Zusammenfassend lauten sie dahin, Bahnen mit westöstlicher Richtung zu errichten und den Binnenschifffahrtsverkehr auszugestalten unter stärkerer Berücksichtigung der Motorschifffahrt. Häfen und Umschlagplätze müssen erbaut, Umgehungs- und Stützkanäle angelegt und die Seeschifffahrt wieder aufgenommen werden, unter Gründung neuer Linien, die immer weitere Teile des künftigen ukrainischen Kulturlandes erschließen sollen. Hierbei wäre vor allem auch das Hinterland der Ukraine, Kaukasien und Transkaukasien zu erschließen. Beide sind werdender Kulturboden. Sie alle warten auf die Befruchtung von Westen her, auf deutsche Initiative, deutsche Kulturkraft und deutsche Arbeitsenergie.

Die Tore öffnen sich! Die toten Massen der vom Verderben bedrohten Vorräte kommen in Bewegung. Schon ist dem Rubel der Weg nach Deutschland wieder frei. Alle Hände regen sich, Waren bereitzustellen, damit Kompensationsobjekte verfügbar sind. Um so rascher und glatter wird sich alles abwickeln, je eher es gelingt, die Wege nach Mitteleuropa vom Osten her zu bahnen,

Schon südöstlich der Karpathen beginnt das Klima asiatischen Charakter anzunehmen, d. h. seine für Mitteleuropa charakteristische absolute Unberechenbarkeit zu verlieren. Je mehr man sich dem östlichen Ende der Bagdadbahn nähert, um so pünktlicher stellen sich gewisse Wetterperioden ein, denen die landwirtschaftlichen Tätigkeiten angepaßt werden können, bis dann schließlich weiterhin nach Osten das Wetter fast auf den Tag genau stimmende Gewohnheiten annimmt, mit denen die Bevölkerung rechnen kann. Die Temperatur, so sehr sie zwischen den verschiedenen Gegenden nach Höhe, Meeresnähe usw. schwankt, hält sich während der Zuchtzeit der Maulbeerspinner, April bis Mai-Ende, durchweg auf einer Höhe, die ein Optimum für den Maulbeerspinner genannt werden muß. Die Regelmäßigkeit, Heiterkeit und annähernde Konstanz der Frühlingsschwärmerung äußert sich in folgender Weise beim Maulbeerspinner: Die Futterversorgung kann programmatischer durchgeführt werden; hat die Regenzeit im Frühjahr so weit nachgelassen, daß nur noch in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden Regen fällt, dann aber die Sonne das frischgetränkte Laub trocknet, so vermag der Züchter die Fütterungszeiten zu regeln und diese Normen dann einzuhalten. Besteht doch eine der größten Möglichkeiten der Raupenfütterung innerhalb Deutschlands in dem Verbote, den Raupen nasse Blätter zu reichen. Wenn es nun, wie zum Beispiel im Jahre 1916 in manchen Gegenden Süddeutschlands, fast die sämtlichen Zuchtwochen hindurch derart regnet, daß die Blätter überhaupt nicht trocken werden, tritt der zeitraubende Umstand ein, daß etwa Ende Juni für eine bescheidene Normalzucht von 20 000 bis 30 000 Raupen das gesamte Futter, etwa 50 Kilogramm Blätter, vor jeder Mahlzeit, also vier- bis sechsmal am Tage, künstlich getrocknet werden muß!

Wo Temperatur und Wetter voraussuchen sind, ist es leicht, sich gegen sie zu schützen. Weiß der Bauer, wie dies zum Beispiel in Kleinasien der Fall ist, an welchem Datum die für die Zucht günstige Wetterperiode einsetzt, so kann er sie in diese Zeit verlegen, da man auf die Verschleimung oder Verzögerung entsprechend einzuwirken vermag. Im Orient genügt daher ein primitiver Schuppen für die Zuchtanlage, ebenso wie in Südeuropa, und selbst ein transportabler Verschlag tut Dienste als solcher, wenn ein an der Wetterseite angebrachtes Tuch oder Brett nur den direkten Wind einigermaßen abhält. Eine primitiv zusammengenanagelte Vorrichtung kann der Züchter beliebig überall da aufstellen, wo es nur möglich ist, sie von der Wohnung, von der Arbeitsstelle, vom Felde aus zu überwachen. Er kann sie unter den Futterbaum stellen, von dem er das Maulbeerlaub entnimmt, er kann sie von Busch zu Busch rücken und bei unspringendem Winde ihren Windschutz drehen, er kann sie den milden Sonnenstrahlen aussetzen und gegen intensiveren Brand beschatten. Vor allen Dingen kostet eine Anlage in Bulgarien, in Kleinasien oder Persien nur einen geringen Bruchteil von dem, was selbst bei äußerster Sparsamkeit in eine Zucht innerhalb Deutschlands gesteckt werden müßte. Die wenigen minderwertigen Rohstoffe wie auch das bisherige Herstellungsarbeit sind ungleich billiger im Orient, als ihr Preis, selbst wenn man sich mit solchen Behelfen wie dort zufrieden geben wollte, hierzulande betragen würde. Hürden und Gestelle kosten dort nicht viel mehr Pfennige, als bei uns Markt- und Nebenausgaben für Konzessionen, Mieten und Steuern lasten auf keinem derartigen Betriebe.

Vor allem aber sind die Arbeitslöhne sehr viel geringer als bei uns. Streits, Preistreiberien, Leutenot und Konkurrenzneid treten nirgends in der ganzen Welt so wenig hervor, wie in Südeuropa und Vorderasien. Der orientalische Bauer vollends, als Besitzer eines leidlich großen, fruchtbaren Stück Landes, im gesegneten Klima arbeitend, erzeugt fast alle Stoffe zu seiner Ernährung selbst und braucht ungemein wenig Bargeld. Verschont der Krieg sein Glücken, so hat er sein bescheidenes Auskommen und kommt sich wie ein Krösus vor, wenn es ihm gelingt, sich 100 Franken nebenher zu verdienen. Die bescheidene Lebenshaltung ist in der Kette der Bedingungen, die für die Einbürgerung der Seidenzucht zusammenstreffen müssen, das wichtigste Glied. Der Bauer im nahen Oriente besitzt zudem nicht die Ungebildetheit des Unternehmers aus dem Westen, der sich Riesenerfolge von einer neuen Einführung verspricht und sofort abspringt, wenn anfänglich der Gewinn hinter seinen Erwartungen zurückbleibt. So, dem Charakter des Südoeuropäers oder des Kleinasieners entsprechend, müssen die Eigenschaften der Menschen sein, bei denen wir mit der Einführung der Seidenzucht ein gutes Werk tun und günstige Erfolge erzielen können. Wer die Schritte zum Futterbaum der Raupen zählt, die Länge seiner täglichen Gänge ausmisst, und dann berechnet, ob er mit der gleichen Arbeitsleistung nicht etwa auf andere Weise einige Groschen mehr verdienen könnte, der wird für die Seidenzucht nicht zu haben sein, und die wirtschaftlichen Bedingungen machen dies für den deutschen Seidenzüchter in Deutschland nötig. Denkt man sich den deutschen Bauern in den stillen Osten versetzt und dort auf sich selbst angewiesen, so wird er ein geradezu ideales Muster erfolgreicher Farmertätigkeit abgeben. In solchen Verhältnissen sind die Kolonien deutscher Bauern gewachsen, die in Siebenbürgen, am Schwarzen Meer und im Osten der Donaumonarchie als versprengte Entladen noch bis zum Kriege bestanden haben. Sie sind in jenem Zustande, der zur Zeit, als sie das Heimatland verließen, noch allgemein in Deutschland vorherrschte, geblieben und haben deutschen Fleiß und deutsche Eigenart in der Fremde treulich bewahrt. Bei der Interessengemeinschaft, die uns wohl für die nächste Zeit mit dem nahen Orient verbinden wird, liegt der Gedanke nahe, von Deutschland aus dort die Seidenzucht zu fördern.

Es handelt sich bei einem solchen Plane durchaus nicht um die Einführung der Seidenzucht in Länder, denen sie bisher fremd war.

Im Gegenteil, im europäischen Oriente bestehen heute noch zahlreiche Reste früherer Seidenzucht, und in Kleinasien wurden 1894 sogar fast 3,5 Millionen Kilogramm Kokons geerntet. Es kann also sehr wohl an eine Anlehnung an bereits Vorhandenes gedacht werden. Es bedarf nur der Unterstützung und Förderung der dort bereits betriebenen Raupenzucht, ja in manchen Gegenden könnte der deutsche Züchter tatsächlich eher in die Schule gehen, wie als Lehrmeister auftreten. In Anatolien beispielsweise findet man heute Bauernburschen, die den Gebrauch des Mikroskops beim Pasteurischen Verfahren vorzüglich beherrschen. Für die Organisation dagegen, die dem Orientalen nicht liegt, käme die deutsche Arbeit auch in solchen Gegenden in Frage.

Was die technische Seite der Seidenzucht im nahen Orient angeht, so empfiehlt Seitz, der Erfahrung über Zuchtversuche an 50 Arten von Seidenspinnern besitzt, so gut wie ausschließlich den chinesischen Maulbeerspinner, von dem es eine eigene bagdadische Rasse gibt. Die wichtigste Seidengegend Kleinasien ist der von Brussa nordwestlich gelegene Bezirk. In und bei der Stadt Brussa wird ziemlich viel Seide gebaut; die Hauptmenge stellen Ortschaften und Züchtereien in der Umgegend der Stadt, wie zum Beispiel Söğüt, Güemlet, Erdegg und Bileşkit. Das Klima von Brussa selbst ist zur Zeit der Seidenzuchtperiode für Europäer nicht sehr ungesund, wird aber im Spätsommer recht unangenehm und in vielen Sommern gefährlich. Aber in der weiteren Umgebung Brussas sind Orte, an denen während einer großen Zeit des Jahres ein geradezu paradiesisches Klima herrscht; hier Wohnung zu nehmen wäre für manchen Lungenbeschädigten um so mehr anzuraten, als die Aussicht, nach vollendetem Ausbau der angefangenen Verkehrswege schnell nach der syrischen Ebene (bei Haleb) entkommen zu können, wenn der zuweilen recht kalte Winter die angegriffene Lunge bedroht, von größter Wichtigkeit wäre. Tatsächlich eignet sich ganz Kleinasien in hervorragender Weise für den Seidenbau. Vor allem klimatisch, wo selbst noch die hochgelegenen Bezirke Armeniens, wie zum Beispiel Diarbekr, stellenweise Seidenbau gestatten. Dann aber ist die Lebensweise des Lebantiners, dem seine fruchtbaren Ländereien selbst bei reichlicher Freizeit eine gute Ernte liefern, sehr geeignet für die Seidenzucht. Anspruchslosigkeit bei großer Seßhaftigkeit der Bewohner, eine dem Maulbeerbaume allerwärts zugängliche Bodenart und Temperatur, frische Frühlinge und trockene Sommer, das alles zusammen eröffnet die Aussicht, daß allein Kleinasien bei methodischem und intensivem Ausbau der Seidenzucht ausreichte, den Bedarf der halben Welt an Seide zu decken. Wie in Anatolien, so ist auch in vielen Teilen Syriens der Seidenbau noch empfehlenswert. Allerdings hat der starke Zustrom von Reisenden die Einwohner dort schon anspruchsvoller gemacht. Aber im Hinterlande von Damaskus und Beirut wurde noch unmittelbar vor dem Kriege lebhafter Seidenbau getrieben. Je weiter man sich, dem Süden zu, Mesopotamien nähert, desto geringer wird in Syrien die Bedeutung des Seidenbaues. In Mesopotamien selbst sieht der Bauer im Seidenbau bereits keinen Vorteil mehr, so daß dieses Land aus der Reihe der zukunftsreichen Seidenländer ausscheidet. Der europäische Südosten, die Länder an der unteren Donau, Griechenland und auch die Insel Zypern sind dem Klima und meistens auch der Bevölkerung nach für den Seidenbau geeignet, aber vorläufig durch den Weltkrieg in einen solchen Zustand gebracht, daß man zunächst wohl besser daran tut, keine sie betreffenden Pläne zu schmieden. Im Süden Russlands endlich sind große Gebiete ebenfalls für den Seidenbau höchst geeignet; auch in der Ukraine, wo sich deutsche Kolonien befinden, ist der Seidenbau vielversprechend.

Es versteht sich von selbst, daß ein Forscher wie Seitz bei seinen Darlegungen über den möglichen Seidenbau im nahen Oriente als unerlässliche Bedingung fordert, daß zunächst die Klärung der politischen Weltlage abzuwarten sei und eine genaue Untersuchung der wirtschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse durchzuführen wäre. Vielleicht aber kann man schon jetzt, als Vorarbeit, damit beginnen, mit den Ländern des Orients Fühlung zu nehmen, wie sie sich der deutschen Seidenzucht gegenüber stellen würden. In keinem Reiche der Erde — das lehrt die Erfahrung — ist es dem Fremden in ähnlicher Weise wie in der Türkei möglich, selbständig und unabhängig zu bestehen. Dem Moslem ist eine weitgehende Toleranz eigen. Klimatisch und wirtschaftlich kennen wir die Länder des nahen Orients als wie für den Seidenbau geschaffen. Ob sie auch unternehmerisch und handelspolitisch dafür zu haben sind, sollte zunächst ergründet werden. Ein organisiertes, taftendes Vorgehen in diesem Sinne wäre zweifellos rationeller, als das vorläufige Verlangen nach kostspieligen Maulbeerpflanzungen daheim, auf nichts beweisende Privateperimente in der Maulbeerspinnerzucht und die Annahme hin, daß ein Gewinn der deutschen Seidenzucht sich im selben Maßstabe vergrößern würde, wie die Raupenzucht. Dabei wird sich bald ergeben, ob im Oriente Großbetriebe — für das klimatisch günstige Japan beispielsweise hat die Erfahrung gezeigt, daß Kleinbetriebe das Bessere sind — oder eine weite Ausbreitung kleinerer Betriebe die günstigere Form der Seidenzucht wären. Die Verbilligung des Zuchtbetriebes, der Wegfall der Kosten, die in Deutschland selbst die Wirtschaftlichkeit der Zucht unmöglich machen, gestatten immerhin eine bei weitem größere Ausdehnung als bei uns, wo Raum, Futter, Laub, Witterungsschäden, Unterhaltungskosten und das größere Risiko der Vergrößerung der Züchterei über höchstens 200 bis 300 Mark Jahresertrag Schranken setzen. Allein die Ausnutzung der zahllosen in Griechenland, der Türkei und Vorderasien schon jetzt stehenden Maulbeerbäume würde ganzen Dörfern gestatten, sich auf den Seidenbau einzurichten.

Hans Pander.

Bücherbesprechungen.

Prof. Dr. Paul Weber, Jena: Wilna, eine vergessene Kunststätte.

Mit 137 Bildern. Verlag der „Zeitung der 10. Armee“. Für den Buchhandel in Deutschland: Verlag von R. Piper u. Co., München. Preis Mk. 2,50. — Das Wilna-Buch des Jenerer Kunsthistorikers Weber wurde gleich nach Erscheinen einem litauischen Kirchenfürsten vorgelegt; der Prälat soll sein Erstaunen und sein Entzücken ausgedrückt haben. Sein Erstaunen darüber, daß ein deutscher Gelehrter nur hinzukommen und zu sehen brauchte, um gleich ein tiefgründiges Werk über die vergessene Kunststätte Wilna zu schaffen, während die einheimischen Kunsthistoriker durch Jahrhunderte teilnahmslos an den Wilnaer Kunsthäusern vorübergegangen sind. Sein Entzücken, weil das Buch, dem man nicht ansieht, daß es gewissermaßen im Felde entstanden ist, eine tiefgründige Arbeit darstellt. . . . Das Urteil des litauischen Prälaten ist in der Tat zutreffend. Professor Weber hat, unterstützt vom rührigen Verlage der in Wilna erscheinenden „Zeitung der 10. Armee“, einen ganz vorzüglichsten kunstgeschichtlichen Führer durch Wilna geschaffen. 137 künstlerische Aufnahmen von Wilnaer Kunsthäusern begleiten die flüssigen Ausführungen des Gelehrten, der auf gedrängtem Raume dennoch einen erschöpfenden Überblick über die Baugeschichte Wilnas von den ersten Anfängen der Stadt an bis auf die heutigen Tage gibt. Wilna hat uns bisher nicht viel näher gelegen, als irgendeine ferne Provinzstadt an der russischen Wolga oder ein Dorf in den Pinsker Sümpfen. Und auch der Krieg hat für uns eigentlich nur einen strategischen Punkt oder eine Feldpostadresse aus der Stadt gemacht. Weber lehrt uns nun von seinem Standpunkt des Kunsthistorikers aus, daß Wilna baulich und kulturhistorisch gar nicht so weit ab von unserem deutschen Westländertum liegt. Mit rührendem Fleiß hat der Gelehrte die Spuren deutscher und westlicher Kultur in Wilnas Stadtbild verzeichnet, und geleitet von seinen schönen Bildern und Ausführungen, müssen wir es glauben, daß das vergessene Wilna schön ist und daß der Osten mit seiner „Kultur“ in Wilna nie heimisch wurde, wohl aber Spuren seiner Willkür und Fremdherrschaft hinterlassen hat. Das dem Eroberer von Wilna, Generalfeldmarschall von Eichhorn, gewidmete Wilnabuch ist daher in seiner schönen Ausstattung bestens zu empfehlen, besonders jenen Deutschen als Erinnerungsfuß, die der Krieg im feldmarchanten Ehrenkleide nach und durch Wilna geführt hat. Nach menschlichem Ermessen wird sich zudem Wilnas, der Hauptstadt von Litauen, politisches Schicksal derart gestalten, daß es künftig innerhalb des engeren deutschen politischen und geographischen Interessengebietes liegen wird. Wilna wird in gewisser Hinsicht eine deutsche Stadt werden, die bereits auf eine deutsche Vergangenheit zur Zeit der Hanja und der Ordensritter zurückblicken kann. Darum ist es schön, daß sich Professor Weber, der übrigens an einem größeren Werke über Litauens Kulturgeschichte arbeitet, der Mühe unterzogen hat, über Wilna aufzuklären, und darum ist es wünschenswert, daß sein Buch viele Leser und Beschauer findet. Zum Schlusse sei noch gesagt, daß sich Professor Webers Arbeit nicht auf flüchtigen Eindrücken eines „Rundreisenden“ aufbaut, sondern auf systematischen Studien, man möchte fast sagen: von Unten wegen; denn Professor Weber betradet als Mitglied der Deutschen Militärverwaltung Litauens das Amt eines Konservators für Litauen. H. D o h r m a n n.

Kaindl, Polen. Leipzig: B. G. Teubner (60 Fig.).

In der Quellenammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, die Geheimrat Lambek herausgibt, ist vor Kurzem von Kaindl, einem der besten Kenner Osteuropas, ein Heftchen über Polen erschienen, auf das aufmerksam zu machen für uns Pflicht ist. Wie der Geschichtsunterricht durch Darbietung der auf einem Druckbogen vereinigten Abschnitte aus Urkunden, schwer zugänglichen Werken und zeitgenössischen Berichten belebt werden kann, so werden auch Erwachsene davon mit Nutzen Kenntnis nehmen, z. B. von der Konstitution vom 3. Mai 1791, die uns hier im wesentlichen Wortlaut entgegentritt, von Zusätzen bzw. Uebersetzungen aus den Satiren des Woiwoden Opalinski und aus der Schilderung der polnischen Plebs des Geographen Kremer und von dem Stimmungsbericht eines Augenzeugen über den galizischen Aufstand von 1846, wo die kaiserlichen Bauern den revoltierenden Adel zu Hunderten abschlachteten. — Erinnert sei hier an desselben Verfassers größere Arbeit „Polen“, Nummer 547 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, die von mir fzt. in der „Osteuropäischen Zukunft“ besprochen worden ist und heute in zweiter Auflage vorliegt. M. K.

Dr. Ferdinand Nagel, Die Ostlandwanderung der Deutschen.

Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin. Preis 2 Mark. Die Schrift, an der eine tüchtige Gründlichkeit angenehm auffällt, ist im Hinblick auf das große Siedlungswerk besonders zeitgemäß, das uns in Kurland — und wohl auch in Litauen — reiches deutsches Neuland und ein neues deutsches Grenzland gegen den Osten und seine Gefahren schaffen soll. Der Verfasser bietet uns gewissermaßen einen Grundriß der Geschichte der deutschen Siedlung im Osten durch acht Jahrhunderte. Er erklärt es historisch, daß nur an Vergangenes angeknüpft und auf Begonnenem weitergebaut werden muß, wenn nun das gewaltige Werk der Siedlung in Kurland vor sich geht. Das letzte Kapitel der Schrift, das Nagel „Die Besiedlung und Eindeutschung

des eroberten Neulandes“ überschreibt, erscheint mir in diesem Sinne auch als das wesentlichste. In der Hand zuverlässiger Daten und Zahlen wird schlagend noch einmal nachgewiesen, daß es für das deutsche 70 Millionen-Volk nach diesem erbitterten Kriege erst recht eine Notwendigkeit ist, sich Ausdehnungsraum zu schaffen, wenn es nicht von 170 Millionen Feinden endlich doch erdrückt werden will. Nur im besetzten Gebiet im Nordosten aber, in Kurland und Litauen, diesen menschenarmen, schon seit Jahrhunderten deutsch kolonisierten Gebieten jenseits unserer engen Ostgrenze, steht reiches Siedlungsland zur Verfügung und sind die Bedingungen alle einer nationalen Kolonisation günstig. Allein in Kurland können, abgesehen von großen, ehemals russischen Staatsländereien (Domänen), 1 440 000 Morgen vorzüglichen Gutlandes besiedelt werden, da der angeessene deutsche Adel und Großgrundbesitz ein Drittel seiner Güter freiwillig zu Kolonisationszwecken zur Verfügung gestellt hat. 221 000 deutsche Siedlerfamilien, heimkehrende Auslandsdeutsche aus aller Welt, können in Kurland und Litauen auf breiter Basis auf 15 Millionen Morgen angesiedelt werden und im neuen deutschen Osten eine neue deutsche Heimat finden. Seine fesselnden Ausführungen schließt Dr. Nagel mit den sich auf eine 800 jährige deutsche Ostmarkenpolitik beziehenden Worten: „Was die Sachsen im Wendland erobert haben, bebauen und bewohnen sie sofort. Heute und Ruhm genügen ihnen nicht; was sie erliegt haben, wollen sie auf die Dauer besitzen!“

H. D o h r m a n n.

A. Gogol, Taras Buljba, der Kosakenhetman. Aus dem Russischen übersetzt von W. Lange. Reclams Universal-Bibliothek, Leipzig. Die ungemein fesselnde Erzählung — das Heldenlied der alten Ukraine-Kosaken — spielt im südlichen Rußland, der heutigen Ukraine, und führt uns in die barbarisch rohe Zeit, wo Europa vor dem Einfall der wilden Tatarenhorden zitterte, denen sich die todesmutigen Kosaken entgegenwarfen, um ihre über alles geliebte Heimatkolle gegen die Ungläubigen zu schützen.

Taras Buljba, der vollendete Typus der unsterblichen, freien und ruhmgierigen Kosakenatur, die damals das Erstaunen des übrigen Europa erregte, verachtet die Wissenschaft. Kosakenruhm wird erworben durch Waffenhandwerk und Trinken; so ziehen sich durch die Erzählung die grimmigsten Kämpfe gegen die Polen und daneben die tollsten und fröhlichsten Fechtgelage hin. Dabei ein freies, kameradschaftliches Soldatenleben, ohne Sorgen und Furcht, alle wetteifernd, Proben der Mannlichkeit abzulegen. Auch ihre Anführer — Hetman genannt —, in der Sefsch, der Kosakenversammlung am Dnepr, zum Kampf gegen die Polen entsandt, nehmen für die Beschimpfung des wahren orthodoxen Glaubens und ihrer Kosakenehre grimmige Rache, und entsetzliche Greuelthaten ziehen bei der Belagerung und Aushungerung von beispielsweise Dubno an den Augen des Lesers vorüber. Taras Buljba hat zwei Söhne, Ostap und Andreas. Letzterer übt Verrat an der Sache der Kosaken, und es trifft ihn für diese Schande die väterliche Rüge. Anders Ostap: er ist das getreue Bild echten Kosakentums, wie Taras selbst, der es kaum verwinden kann, daß sein Sohn Ostap in Feindeshand geraten ist. Der Hinblick der entsetzlichen Keltten und Qualen, denen Ostap vor seiner Hinrichtung in Warschau ausgesetzt ist, läßt in dem alten Kosakenhetman den wilden Kosakenzorn und die Erbitterung aufs neue aufflammen. In der Spitze eines riesigen Kosakenheeres zieht er gegen die verhassten Polen, die Waffenbrüderschaft kennt nur Sieg oder Tod, ein Drittes gibt es nicht. In wahrhaft erhebender Weise wird uns nun der Heldenkampf dieser unbändigen Männer gegen die polnische Uebermacht geschildert, der sie schließlich doch unterliegen müssen. Mit einem Fluch auf die Polen und einem Lob auf sein herrliches ukrainisches Land floh die Kosakenseele auf dem Scheiterhaufen aus Taras Buljba, diesem gewaltigen Helden.

H a n n s G ä r n e r, Göttingen.

Sven Hedin, Jerusalem.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig. Preis 1,50 Mk. Sven Hedin, der begeisterte neutrale Bewunderer Deutschlands in diesem Kriege, hat kürzlich ein dickleibiges Buch „Jerusalem“ geschrieben. Es sind die Schilderungen seiner Eindrücke von einer Kriegsfahrt nach Palästina, die den bekannten Reisenden und Forscher bis an den Suezkanal geführt hat. Das mir vorliegende Werk ist ein Zusatz aus diesem Buche, eine billige „Feldpostausgabe“ gewissermaßen, die aber auch reich illustriert ist und sich äußerlich wie inhaltlich ganz den übrigen spannenden Werken des schwedischen Verfassers über den großen Krieg anpaßt. Ganz abgesehen davon, daß das preiswerte Büchlein uns durch das für die Christenheit an heiligen Erinnerungen und Vergangenheiten so reiche Land, durch Jerusalem, Bethlehem und Kapernaum, vorüber an Gethsemane und Golgatha führt, ist es zeitgemäß im höchsten Grade. Palästina ist die Brücke, die England schlägt, um den Landweg von Ägypten nach Indien zu beherrschen. Darum haben farbige und weiße britische Soldaten alles aufbieten müssen, um die englischen Tücher in Jerusalem und Bagdad zu hissen. Und darum ist es wichtig, daß dieses Land bald wieder unter türkische Oberhoheit gestellt, ein Interessengebiet der Mittelmächte wird. Auch im Hinblick auf die wachsende zionistische Bewegung ist Hedins Büchlein höchst aktuell, ist doch Palästina das Territorium, das der einst jüdische Rückwanderer aus aller Welt aufnehmen und dem Judentum eine endliche Heimat bedeuten soll. Ich kann Sven Hedins „Jerusalem“ nur wärmstens weitesten Kreisen empfehlen. H. A. D.